BASTEI

STERNEN FAUST

Gefangen im Nullum

Band 197 • Deutschland 1,75 €
Österreich 1,95 € • Schweiz 3,50 CHF
Belgien 2,10 € / Luxemburg 2,10 € / Niederlande 2,10 € / Frankreich 2,10 €
Italien 2,10 € / Spanien 2,40 € / Griechenland 2,40 € / Portugal cont. 2,40 €







Gefangen im Nullum

von Thomas Höhl

März 2274. In zwei Zeitlinien hat Dana Frost, die Kommandantin der STERNENFAUST, erleben müssen, dass die Galaxis von der Großen Leere heimgesucht wurde. Die letzte Hoffnung liegt seitdem in der Andromeda-Galaxie. Das zumindest erfuhr Dana Frost im »Auge des Universums«. Dort wurde ihr auch mitgeteilt, dass sie unter den vereinten zwölf Akoluthoren den Kosmischen Appell äußern soll, damit sich im Kosmischen Panthesaurum das Dodekum bilden kann und der Plan der GRAFSCHAFT seine Erfüllung findet. Dana Frost fehlt nur noch ein einziges Akoluthorum. Doch was geschieht, wenn dieses nun endgültig gefunden ist?

S.C.S.C. STERNENFAUST III
4. März 2274, 21:47 Uhr

Lieutenant Commander Robert Mutawesi blickte durch das kleine, nur etwa vierzig Zentimeter breite Fenster hinaus in die Weiten des Weltalls.

Fenster waren auf der STERNENFAUST III eine Seltenheit. Nicht, dass es für Robert ungewöhnlich gewesen wäre, auf Fenster zu verzichten, die STERNENFAUST II – von der ersten STERNENFAUST gar nicht zu reden – hatte noch weniger Fenster gehabt. Allerdings war der Vorgänger der STERNENFAUST III auch deutlich kleiner gewesen. Auf diesem Schiff konnte man zum Teil über hundert Meter Wegstrecke zurücklegen, ohne auf ein einziges Fenster zu stoßen.

Der Star Cruiser, auf dem sich Robert befand, hatte den Trend, auf einem Schiff so viele Fenster wie möglich unterzubringen, radikal umgekehrt. Doch der Mangel an Fenstern hatte auf der STERNENFAUST III einen einfachen Grund. Man wollte die Crew nicht der Gefahr aussetzen, einen Blick in den HD-Raum zu werfen.

Denn ein Blick in den HD-Raum konnte den Verstand derart überfordern, dass er bei den meisten Menschen einen unheilbaren Wahnsinn verursachte.

Zwar bestanden die Fenster der STERNENFAUST aus sogenanntem elektrochromen, transparenten Titanstahl, dessen Polyanilin-Beschichtung erst durch eine bestimmte elektrische Ladung durchsichtig gemacht wurde. Unterbrach das Schiffssystem diese Stromzufuhr, wurde das Fenster undurchsichtig, ein Vorgang, der mit der Aktivierung des HD-Antriebs gekoppelt war.

Dieses System war im Grunde vollkommen störunanfällig. Wurde bei einem Notfall die Stromzufuhr unterbrochen, verfärbte sich automatisch die elektrochrome Schicht und machte das Fenster schwarz und undurchsichtig. Damit war ausgeschlossen, dass durch ein Systemversagen ein ungewollter Blick in den HD-Raum gewährt wurde.

Doch da Robert seine Jugend in einem Christophorer-Forschungscamp verbracht hatte, war ihm wissenschaftliches Denken vertraut. Er wusste, dass es so etwas wie absolute Sicherheit niemals gab. Jedes System konnte versagen, und das war wohl der Grund, weshalb es so wenige Fenster auf der STERNENFAUST gab. Die Designer des Raumschiffs wollten die Zahl der potenziellen Risiken klein halten.

Dennoch war Robert im Moment froh, über ein solches Fenster zu verfügen.

Zurzeit befand sich die STERNENFAUST in einem weit entfernten Orbit eines Planeten, der in großem Abstand einen Zwergstern umkreiste.

Erneut hatte der unzuverlässige Akoluthoren-Scanner angeschlagen,

und erneut war es möglich, dass sie auf dem leblosen Planeten das letzte noch fehlende Akoluthorum wieder nicht vorfanden.

Viel konnte Robert jedoch von seinem jetzigen Aussichtspunkt nicht erkennen, so sehr er sich auch bemühte.

Schließlich nahm er einen Schluck aus der Tasse, die er in seiner Hand hielt, und verzog das Gesicht. Der Tee schmeckte furchtbar.

Es war seltsam. Früher hatte Robert nur selten afrikanischen Schwarztee getrunken. Die Synthodrinks hatten ihm vollkommen ausgereicht.

Doch seit sie hier in der Andromedagalaxie unterwegs waren und seitdem er sich mehr und mehr mit der Vorstellung anfreunden musste, dass es die Milchstraße nicht mehr gab, sehnte er sich vor allem nach den kleinen Dingen zurück, die er mit der Erde in Verbindung brachte. Und dazu gehörte ausgerechnet afrikanischer Schwarztee, der zur Hälfte aus Milch bestand und der mit viel Kardamom und Zucker angereichert wurde.

Der Zucker war noch am leichtesten zu beschaffen gewesen. Inzwischen hatten einige Techniker der STERNENFAUST einen Weg gefunden, mithilfe der Wandlertechnologie C12H22O11-Moleküle zu erzeugen. Dieses Verfahren war ziemlich aufwendig, allerdings war es einfacher, als die Saccharose mittels technischer Verfahren aus den Pflanzen zu gewinnen, die Missie von allerlei Planeten sammelte.

Problematischer war es, an echte Syntho-Milch heranzukommen. Auch hier war es natürlich möglich, die einzelnen Bestandteile auf der STERNENFAUST zu generieren. Aber letztlich fehlten die komplexen Aromastoffe, die den typischen Geschmack von Milch erzeugten.

Von echtem Kardamon gar nicht zu reden, das konnte mit der verfügbaren Schiffstechnik nicht synthetisiert werden. Und auch wenn Missie ihm voller Stolz den Tee übergeben hatte – mit dem Hinweis, der schmecke genauso gut, »wenn nicht besser« – mit dem Tee, den Robert von der Erde gewohnt war, hatte dieses Getränk allenfalls die Farbe gemeinsam.

Robert spürte erneut den leicht bitteren Geschmack auf der Zunge, schloss für einen kurzen Moment die Augen und versuchte herauszufinden, was genau es war, das diesem Getränk fehlte.

War es am Ende Einbildung? Schmeckte es deshalb nicht so, weil er wusste, dass dieses Getränk nur ein Imitat war? Ein Imitat, das ihm letztlich die verloren gegangene Heimat nicht ersetzen würde?

In diesem Moment ertönte der Türsummer zu seinem Quartier.

Robert warf einen kurzen Blick auf den Chronometer und nickte lächelnd. Sein Gast war pünktlich. Robert hatte nichts anderes erwartet, denn Pünktlichkeit gehörte zu den Tugenden der Christophorer.

»Tür öffnen«, sagte Robert, ein Kommando, auf das die Raum-KI sofort reagierte.

Die Schiebetür seines Quartiers glitt zur Seite.

In Roberts Quartier war es dunkel. Er hatte das Raumlicht gedimmt,

um besser durch das Fenster ins All blicken zu können. Daher sah er im Moment nur die Silhouette seines Besuchs, anhand derer er jedoch sofort die Umrisse der Mönchskutte erkennen konnte.

»Kommen Sie bitte herein, Bruder William«, sagte Mutawesi und schritt selbst zu einer kleinen Sitzecke, die Bestandteil seines Quartiers war.

»Ich grüße Sie, Commander«, sagte Bruder William.

»Macht es Ihnen etwas aus, Robert zu mir sagen?«, begann er das Gespräch.

»Natürlich nicht«, erwiderte William ruhig.

»Licht auf Stärke drei«, sagte Robert laut, und sofort erstrahlte der Raum in einer angenehmen Beleuchtung.

»Darf ich Ihnen auch eine Tasse Tee anbieten?«, wollte Robert wissen.

»Afrikanischer Tee?«, fragte Bruder William und nahm schräg gegenüber auf der Sitzgruppe Platz.

»Zumindest soll er daran erinnern«, sagte Robert lächelnd.

»Dann werde ich ihn in jedem Fall versuchen«, erwiderte William.

Für einen Moment betrachtete Robert fasziniert die braunen Augen des Christophorers, die etwas angenehm Friedliches ausstrahlten.

»Ich bin sehr neugierig«, sagte Bruder William, nachdem Robert ihm die Tasse eingeschenkt und gereicht hatte.

»Auf den Tee?«, fragte Robert und hob die Augenbrauen.

»Auf den Tee auch«, sagte William und nahm die Tasse an die Lippen.

Nachdem William gekostet hatte, presste er die Lippen zusammen.

»Und?«, wollte Robert wissen.

»Wie alles im Leben, so ist wohl auch dieses Getränk eine Frage der Gewöhnung.«

Robert nickte. Er überlegte, ob er widersprechen sollte, weil es Dinge gab, an die man sich wahrscheinlich nie gewöhnen konnte. Doch er ließ es bleiben.

»Aber das habe ich natürlich nicht gemeint«, fuhr William fort.

»Sondern?«

»Ich bin neugierig, weshalb Sie mich sprechen wollten«, sagte Bruder William und stellte die Tasse mit dem Tee vor sich auf dem kleinen Tisch ab. Dann legte er die Finger seiner Hände ineinander und beugte sich mit dem Kopf leicht nach vorne. Mit dieser Körperhaltung symbolisierte er, dass Robert auf seine ganze Aufmerksamkeit zählen konnte.

Eigentlich mochte Robert die Christophorer nicht besonders. Er hatte seine Jugend bei den Mönchen verbracht, sich dann jedoch von ihnen abgewandt. Das war eine Phase seines Lebens gewesen, da hatte er den Pazifismus der Christophorer für deplatziert, weltfremd und sogar für ein wenig feige gehalten. In seinen Augen versteckten sich die Christophorer hinter ihren frommen Reden und weigerten sich, sich den Gefahren, die auf die Solaren Welten lauerten, mit aller

Entschlossenheit entgegenzustellen.

Robert nahm einen weiteren Schluck aus der Tasse, verzog kurz das Gesicht, weil er den Geschmack diesmal noch furchtbarer fand, und stellte das Getränk langsam vor sich auf dem Tisch ab.

»Darf ich Sie etwas fragen, Bruder William?«, begann Robert zögerlich das Gespräch.

William nickte, ohne die Haltung seiner Hände zu verändern.

»Haben Sie sich je dafür interessiert, was mit Ihrem anderen Ich in der anderen Zeitlinie geschehen ist?«

Das Lächeln auf dem Gesicht von Bruder William wurde ein wenig größer, dann sagte er: »Das habe ich.«

»Ich habe gehört, dass Sie in der anderen Zeitlinie gestorben sind«, sagte Robert.

Bruder William nickte. »Mein temporaler Zwilling hat es im Orden zum Meister gebracht. Er hat Dana Frost ins ›Auge des Universums‹ begleitet. Doch dann wurde er von einer Sphäre der Kad'Chie infiziert. Er mutierte, wurde zu einer Gefahr für die STERNENFAUST und musste schließlich von Captain Mulcahy getötet werden.«

»Wie bitte?«, sagte Robert.

»Das zumindest stand in den Schiffslogbüchern der STERNENFAUST«, fügte William hinzu.

»Captain Mulcahy … Unser Captain Mulcahy hat Ihr anderes Ich getötet?«

»Wie gesagt, es war notwendig, um die STERNENFAUST zu retten.«

»Dennoch«, erwiderte Robert fassungslos. »Haben Sie mit Captain Mulcahy jemals darüber gesprochen?«

William schüttelte leicht den Kopf. »Warum sollte ich das tun?«

»Warum …«, wiederholte Robert kurz und suchte verzweifelt nach Worten. »Ist diese Vorstellung nicht seltsam? Mit einem Mann konfrontiert zu werden, der eine andere Version von einem selbst ermordet hat? Dadurch hat er doch auch einen Teil von Ihnen getötet?«

»Das hat er keineswegs«, erklärte William. »Dieser andere William, dieser *Meister* William, war nicht ich!«

»In gewisser Weise schon«, widersprach Robert. »Er war Sie, und Sie würden unter den gleichen Umständen zu ihm werden.«

»Doch die Umstände sind nicht gleich«, widersprach William, noch immer lächelnd. »Wenn es die Umstände sind, die einen Menschen prägen, dann ist ein Mensch, der unter anderen Umständen aufwuchs, nicht mehr derselbe. Er ist wie ein Zwilling.«

»Ein Zwilling hat die gleichen Gene, aber einen eigenen Willen.«

»Zwillinge beginnen mit einer identischen Ausgangslage. Die mag bei eineiigen Zwillingen bereits im Mutterleib enden, während es bei einer neuen Zeitlinie erst viel später geschieht. Dennoch ist das Ergebnis das gleiche. Am Ende haben wir zwei verschiedene Persönlichkeiten.«

Robert nickte langsam. »Denken Sie das wirklich?«, murmelte er.

»Robert«, begann William nach einer kurzen Zeit. »Hier geht es doch

gar nicht um mich und das, was meinem älteren Ich in einer anderen Zeitlinie widerfahren ist, oder?«

Langsam schüttelte Robert den Kopf.

»Dann sagen Sie mir: Worum geht es hier wirklich?«

Robert holte tief Luft, nahm einen weiteren Schluck des Tees, der inzwischen nicht mehr so heiß war wie zu Beginn des Gesprächs und der inzwischen noch eigenwilliger schmeckte, stellte die Tasse wieder ab und sagte: »Es geht um etwas, das mein anderes Ich in der anderen Zeitlinie getan hat.«

Bruder William nickte. »Das dachte ich mir schon«, sagte er. »Es ist offenbar etwas, das Sie sehr beschäftigt.«

Robert konnte darauf nicht antworten. Er konnte nur nicken.

»Wollen Sie sich mir anvertrauen?«, fragte William vorsichtig.

»Ich weiß es nicht«, antwortete Robert offen. »Ich möchte mich irgendjemandem anvertrauen. Und bei Ihnen kann ich mir ganz sicher sein, dass Sie es für sich behalten.«

»Das schmeichelt mir«, erklärte William, »auch wenn ich nicht glaube, dass viele an Bord so handeln würden.«

»Natürlich, Bruder William«, antwortete Robert. »Sie sind auch nicht die einzige Person, die Bescheid weiß.«

William zog verwundert die Augenbrauen zusammen.

»Turanagi weiß es«, sagte Robert. »Und er hat es bislang für sich behalten.«

»Haben Sie mit Turanagi bereits darüber gesprochen?«, wollte Bruder William wissen.

Robert konnte dem Christophorer-Mönch am Gesicht ansehen, dass er immer weniger verstand. Zugleich hörte William weiterhin geduldig zu.

»In Wahrheit hat Turanagi mit *mir* darüber gesprochen«, erklärte Robert. »Ich weiß, wie verrückt sich das anhört.«

William lächelte. »Im letzten Jahr habe ich viele verrückte Dinge gehört. So leicht bin ich längst nicht mehr zu beeindrucken.«

Robert nickte. William hatte durchaus recht; die vergangenen Monate waren verrückt gewesen. Sie hatten erlebt, wie eine fremde Rasse aus einem hyperdimensionalen Raum die sogenannte Nullraumenergie eingesetzt hatte, um die Große Leere über die gesamte Milchstraße auszubreiten. Und die STERNENFAUST II war mithilfe eines Fixstroms, der von den Gemini gebaut worden war, zu einem Ort geflohen, der sich das »Auge des Universums« genannt hatte. Von dort aus waren sie in die Andromeda-Galaxie versetzt worden, um nach den zwölf Akoluthoren zu suchen. Es war das erklärte Ziel, im Kosmischen Panthesaurum den Kosmischen Appell zu äußern. Und das alles in der Hoffnung, die »Große Leere« wieder rückgängig zu machen.

Robert war nun ein sogenannter Dodekor. So nannte man jene, die ein Akoluthorum an sich genommen und mit ihm eine Art mentale Verbindung aufgebaut hatten. So wie die meisten trug auch Robert das

unscheinbare Akoluthorum an einer Kette um den Hals.

Nachdenklich betastete Robert sein Akoluthorum.

Die anderen, die ebenfalls ein Akoluthorum bei sich trugen, sagten, sie könnten die Anwesenheit des Amuletts regelrecht mental spüren.

Robert ging es nicht so.

Als er gezwungen gewesen war, das Akoluthorum herzugeben, hatte er eine tiefe Leere und Verlassenheit in sich gespürt. Doch umgekehrt fühlte er nichts. Es war nicht so, dass ihm das Akoluthorum das Gefühl gab, stärker zu sein. Andere hatten sogar behauptet, hin und wieder zu erfahren, wie von dem Amulett eine Wärme ausging. Robert fragte sich manchmal, ob das alles nicht einfach nur Einbildung war.

»Es fällt Ihnen offensichtlich schwer, darüber zu sprechen«, begann William vorsichtig. »Ich nehme an, Ihr anderes Ich hat etwas getan, auf das Sie nicht besonders stolz sind.«

Robert schnaufte tief durch die Nase aus. »Das können Sie laut sagen, Bruder William!«, fügte er hinzu.

»Fällt es Ihnen schwer, es mir zu verraten, oder fällt es Ihnen schwer, es überhaupt laut auszusprechen?«, wollte der Christophorer-Mönch wissen.

»Wahrscheinlich beides«, sagte Robert. Mit diesen Worten erhob er sich und wandte sich von Bruder William ab, indem er erneut durch das Fenster in die Weiten des Alls blickte.

»In der anderen Zeitlinie«, begann er schließlich, »wurde ich zu einem fanatischen Terroristen. Ich versuchte, bei einem Anschlag auf die Wanagi Tausende von Menschen umzubringen.«

Robert versuchte sich vorzustellen, welche Miene William jetzt wohl machte.

Wahrscheinlich verzog er noch nicht einmal das Gesicht. Doch Robert hatte keine Lust, es herauszufinden. Er redete einfach weiter: »Ich wurde zu einem Terroristen, der sich Evangelist nannte. Ich war offenbar jemand, der seine wahre Identität verbarg. Doch Turanagi sah mich in den Erinnerungen irgendeines jungen Mannes. Eines jungen Mannes, der von dem Evangelisten angestiftet worden war, ein grausames Selbstmordattentat mit einer Fusionsbombe durchzuführen.«

Nun endlich drehte sich Robert um.

Bruder William blickte ihn ernst an. Robert nahm erleichtert zur Kenntnis, dass William seinem Blick nicht auswich. Zugleich ging ihm der ernste Blick von Williams braunen Augen regelrecht durch Mark und Bein.

»Ich habe über mein anderes Ich recherchiert«, sagte Robert. »In den Datenbanken dieser STERNENFAUST.«

William nickte. »Was haben Sie herausgefunden?«, wollte er wissen.

»Nicht viel«, erklärte Robert. »Offenbar habe ich im Januar des Jahres 2271 geheiratet. Meine Frau hieß Emily Thorne. Sie starb im Juni 2271 bei einem Angriff der Kridan auf das Allister-System. Ich selbst galt seit damals als vermisst. Doch in Wahrheit habe ich mich

wohl in den Untergrund begeben, um von dort aus heimlich eine Terrorzelle zu errichten.«

William nickte. »Sie glauben, dass ihr anderes Ich über den Tod seiner Frau so verbittert war, dass es schließlich zum *Evangelisten* wurde.«

Robert seufzte. »Wie kommt es, dass Menschen so unterschiedlich auf etwas reagieren?«, wollte er wissen.

Bruder William erwiderte nichts. Er wartete, dass Robert von sich aus fortfuhr.

»Ihr Vater starb bei einem Angriff der Msssarrr. Dennoch blieben Sie Pazifist. Als meine Eltern bei einem Angriff durch Außerirdische umkamen, bin ich dem Star Corps beigetreten.«

»Wir beide dienen dem Star Corps«, sagte William.

»Bei mir aber war es eine Reaktion auf die Christophorer, bei denen ich meine Jugend verbracht hatte. Es war eine bewusste Abkehr von deren pazifistischen Praktiken. Es waren sicher die falschen Gründe, um dem Star Corps beizutreten. Doch zu Beginn stand bei mir die Hoffnung an erster Stelle, es irgendwann den außerirdischen Angreifern in einer Schlacht heimzahlen zu können.«

William nickte. »Und später?«, fragte er schließlich. »Haben Sie Ihre Einstellung korrigiert?«

»Sagen wir es so«, seufzte Robert, »die monatelange Gefangenschaft bei den Msssarrr war nicht gerade dazu angetan, mich zum Alienfreund zu machen.«

»So etwas wäre für jeden eine traumatische Erfahrung.«

»Ein Trauma, von dem ich eigentlich geglaubt hatte, ich hätte es längst überwunden.« Robert schüttelte leicht den Kopf. »So kann man sich irren.«

»Ein Trauma kann wieder aufbrechen«, sagte William.

»Nicht jeder, bei dem ein Trauma aufbricht, wird deshalb zum Massenmörder«, widersprach Robert. Er konnte es selbst nicht erklären, doch je mehr William Verständnis zeigte, umso mehr sträubte er sich gegen die Taten seines anderen Ichs aus der anderen Zeitlinie. Sein Blick glitt über den Christophorer hinweg.

»Ich weiß nicht einmal, wie sie ausgesehen hat«, sagte Robert unvermittelt.

»Sprechen Sie von Emily?«, wollte Bruder William wissen.

Robert nickte. »Die Datenbank enthielt kein Bild von ihr.«

Seufzend nahm er einen weiteren Schluck des inzwischen fast kalten Tees. »Haben Sie sich jemals gefragt, wer uns eigentlich vermisst?«

»Vermisst?«

»Im kosmischen Geschehen«, fügte Mutawesi hinzu. »Eine ganze Galaxie ist verschwunden. Doch wem fehlt sie? Wem werden wir fehlen? Was bleibt eines Tages noch von uns übrig? Ein Name in einer Datenbank. Und wäre die STERNENFAUST nicht über den Fixstrom ins ›Auge des Universums‹ geflohen, bliebe noch nicht einmal mehr das.«

»Wollen Sie sich bestrafen?«, fragte William unvermittelt.

Robert warf seine Stirn in Falten. »Eine seltsame Frage! Wie kommen Sie darauf?«, wollte er wissen.

»Sie quälen sich mit diesen Gedanken«, sagte William. »Sie lassen keine Erklärung gelten. Sie versuchen sich den Verlust der Milchstraße und seine Folgen vor Augen zu halten. Sie reden sich ein, dass eines Tages alles von uns verschwunden sein wird, selbst die Erinnerung. Auf mich erweckt dies den Eindruck, als wollten Sie sich unter allen Umständen bestrafen. Oder steckt darin die Hoffnung, dass eines Tages alles vergessen sein wird?«

»Beides ist möglich«, erwiderte Robert vorsichtig.

»Dabei wäre es nicht nur falsch, Sie für etwas zu bestrafen, was ein ganz anderer Robert Mutawesi unter völlig anderen Umständen getan hat. Von einer solchen Strafe hätte niemand etwas, nicht einmal die Opfer des Evangelisten.«

»Dann soll ich es einfach ignorieren?«, fragte Robert. »Soll ich einfach so tun, als ginge mich das, was mein anderes Ich in der anderen Zeitlinie getan hat, nichts an?«

»Versuchen Sie, es besser zu machen«, sagte William unvermittelt. »Beweisen Sie Ihrem anderen Ich, dass Sie nicht so sind.«

»Wie soll ich das tun?«, wollte Robert wissen.

»Indem Sie jegliche Alienfeindlichkeit im Keim ersticken«, sagte William. »Die Entwicklung an Bord der STERNENFAUST ist erschreckend. Joel Kreiß ist die Spitze eines Eisbergs, den man nicht länger ignorieren sollte.«

Robert nickte. »Ich habe von den extremen Ansichten von Private Kreiß gehört«, sagte er. »Schlimm genug, dass er überhaupt in den Senat gewählt wurde.«

»In der anderen Zeitlinie haben die Wanagi viele Menschen getötet. Andere Aliens sind für die Große Leere verantwortlich. So mancher alienfeindliche Spruch scheint salonfähig geworden zu sein. Und nun auch noch Romana Hel'gara, die als Trägerin eines Akoluthorums versagt und uns an die Skianer verraten hat. Zumindest wird es von vielen so interpretiert.«

»Und was soll ich dagegen tun?«, wollte Robert wissen. »Ich bin wohl der Letzte, der sich hier zum Moralapostel aufschwingen kann.«

»Sie wissen nun, wohin so etwas führen kann. Und am Ende führt es immer nur zu einem: Noch mehr Leid und Zerstörung.«

»Das mag sein«, erklärte Robert. »Doch erneut die Frage: Was kann ich tun?«

»Das, was jeder tun kann. Vorurteile nicht unwidersprochen im Raum stehen lassen. Sich für jene einsetzen, die aufgrund dieser Vorurteile benachteiligt werden. Sich auf die Seite derer stellen, die unfair behandelt werden.«

»Und das befreit mich von aller Schuld?«, fragte Robert leicht spöttisch. Er spürte, wie er sogar ein wenig wütend wurde.

»Es überzeugt Sie vielleicht von etwas, von dem Sie mich längst überzeugt haben.«

»Und das wäre?«

»Sie wollen unter keinen Umständen so enden wie Ihr anderes Ich«, sagte William. »Ich glaube das. Und wenn Sie sich erst einmal für die richtige Seite entschieden haben, werden Sie es ebenfalls glauben.«

*

Selbstmord war ein Gedanke, der Romana Hel'gara nie gekommen war. Selbst dann nicht, als sie von den anderen Wanagi verstoßen worden war, als sie erkannt hatte, dass es nie eine Rückkehr in das Kollektiv der Wanagi geben würde.

Dabei war es für eine Wanagi einfach, Selbstmord zu begehen. Sie musste sich nur in ein lebloses Objekt verwandeln.

Ohne die Mentalkontrolle der anderen Wanagi, ohne die Möglichkeit, ihr Bewusstsein auf das Kollektiv zu übertragen, würde sie sich in einen Felsen oder eine andere tote Materie verwandeln. Sie würde nicht mehr in der Lage sein, zu denken. Ihre Sinne würden erlöschen.

Sie würde zu einem Stein. Und als Stein würde sie ohne Bewusstsein, ohne Empfindungen und ohne Gedanken die Ewigkeit verbringen.

Im Moment erschien Romana Hel'gara dieser Gedanke mehr als tröstlich. Ohne Bewusstsein gab es keine Gefühle mehr, keine Sehnsüchte, und vor allem keine Ängste.

Und im Moment hatte Romana Hel'gara fürchterliche Angst. Es war die Angst, das Akoluthorum, das man ihr abgenommen hatte, nie wieder anlegen zu dürfen. Sie hatte Angst, dass das Gefühl der Leere, das an die Stelle des Akoluthorums getreten war, für alle Zeiten bleiben würde, ohne jemals wieder nachzulassen.

Außerdem würde sie ohnehin niemand vermissen. Im Gegenteil. Romana Hel'gara wusste, dass die Crew der STERNENFAUST darüber beratschlagte, was mit ihr geschehen sollte. Verdenken konnte sie es den anderen nicht. Als Gestaltwandlerin gab es keine wirksame Waffe gegen sie. Und nach allem, was die Wanagi den Menschen angetan hatten – nach allem, was *sie* der Crew der STERNENFAUST angetan hatte – würde man ihr so schnell nicht wieder vertrauen.

Es wäre für alle das Beste, wenn sie einfach verschwand. Sie gehörte nicht hierher, und selbst wenn es gelang, die Milchstraße wieder entstehen zu lassen, würde es für sie keine Rückkehr mehr zu den Wanagi geben.

Wozu also weiter ausharren? Warum nicht einfach den anderen die Bürde ihrer Anwesenheit nehmen?

Doch sie tat es nicht.

So schwer ihr auch alles fiel, so sehr es sich anfühlte, als läge ein schwerer Brocken auf ihrer Brust, so glomm doch noch immer etwas in ihr, von dem sie nicht geahnt hätte, dass die Wanagi darüber noch immer verfügten: Es war der Wille, zu leben.

Zu überleben.

Das war seit einer Million Jahre das Ziel der Wanagi gewesen: überleben. Als Nachkommen der Erhabenen sollten sie deren Erbe fortführen und in der Gestalt der Menschen zu neuem Glanz zu verhelfen.

Ein irrwitziger und vollkommen fehlgeleiteter Plan. Die Orphanen, einst erschaffen, um die Große Leere zu verhindern, vor denen sich die Wanagi hatten verbergen müssen, waren schließlich von den Menschen besiegt worden. Und genau dadurch war eine Kettenreaktion ausgelöst worden, die am Ende zur »Großen Leere« geführt hatte.

Romana Hel'gara verformte ihr Gesicht. Ihre Augen verschwanden. Ihre Ohren verschlossen sich.

Sie wollte nichts mehr hören und nichts mehr sehen.

Sie veränderte ihre Gehirnstruktur und senkte absichtlich ihre Puls- und Atemfrequenz. Sie veränderte den Gehirnstamm in ihrem Kopf, den sie dort nach menschlichem Vorbild geformt hatte, während sie ihre Muskeln einer simulierten Atonie aussetzte.

Schließlich erzeugte sie in ihrem Körper eine künstlich herbeigeführte Narkolepsie.

Sie schlief!

Es war eine seltsame Erfahrung. Der Schlaf war eine Art meditatives Zurückziehen in den eigenen Körper, einhergehend mit einem völligen Kontrollverlust über die eigenen Gedanken.

Romana Hel'gara sah Wambli Gleska vor sich. Dann erblickte sie das strenge Gesicht von Dana Frost.

Sie alle wandten sich von ihr ab.

Und schließlich sah sie vor sich Ashley Briggs.

Sie versuchte, Ashley zuzurufen, dass sie sich wieder in Romano Hel'gara verwandeln würde, doch er schien sie nicht zu hören. Seltsamerweise klappte auch die Verwandlung in einen anderen Körper nicht, so sehr sich Romana Hel'gara auch bemühte.

Schließlich verwandelte sich das Gesicht von Ashley Briggs in das von Taro, der sie wütend anfunkelte. »Eponenmörder!«, schleuderte er ihr entgegen. »Du hast meinen Eponen getötet. Du hast Cyx umgebracht.«

Romana Hel'gara wollte rufen, dass sie das nicht gewollt hatte, doch auch jetzt kam kein Laut über ihre Lippen.

»Romana Hel'gara!«, rief Taro. »Romana Hel'gara! Romana Hel'gara!«

Und dann bohrte sich sein Stab durch ihre Brust.

Die Wanagi spürte einen Stich, der im gesamten Oberkörper schmerzte.

Erst blieb ihr die Luft weg. Dann bäumte sie sich auf, sog allen nur denkbaren Sauerstoff in ihre Lungen, um so laut sie konnte ihren Schmerz hinauszubrüllen.

Der Schrei verhallte, und erneut hörte sie eine Stimme, die laut »Romana Hel'gara« sagte.

Romana bildete zwei Augen, und auch ihr Gehör aktivierte sie

wieder.

Sie drehte den Kopf und erkannte Ashley Briggs, der ihr die Hand auf die Schulter gelegt hatte und vorsichtig ihren Namen sagte: »Romana Hel'gara.«

War es seine Stimme gewesen, die sie in ihrem Schlaf gehört hatte?

Andererseits war das gar nicht möglich. Sie hatte ihre Ohren absichtlich verschlossen. War es ein Zufall, dass sie davon geträumt hatte, jemanden nach ihr rufen zu hören?

»Ashley Briggs«, stammelte sie fast tonlos.

»Gut«, sagte der junge, blonde Offizier und lächelte ein wenig. »Du bist wach. Ich habe dich stöhnen hören. War offenbar kein schöner Traum.«

»Traum?«, erwiderte Romana Hel'gara verwirrt.

»Ich wusste nicht, dass die Wanagi schlafen«, fügte Ashley Briggs hinzu. »Und schon gar nicht, dass sie träumen.«

Romana Hel'gara drehte sich zu Ashley Briggs um und erhob sich.

»Der Körper der Wanagi benötigt keinen Schlaf«, erklärte sie ruhig. »Aber es ist uns möglich, den Schlaf zu simulieren.«

Ashley Briggs nickte und blickte sie lächelnd an. »Scheint eine sehr aufregende Simulation gewesen zu sein.«

»Warum bist du hier?«, fragte Romana Hel'gara.

»Ich wollte nach dir sehen«, erklärte der Offizier mit den blonden Haaren.

»Warum?«, fragte sie.

Ashley Briggs zuckte mit den Schultern. »Ich dachte mir, du könntest im Moment einen Freund ganz gut gebrauchen.«

»Bist du das?«, fragte Romana Hel'gara neugierig. »Bist du ein Freund für mich?«

»Eine merkwürdige Frage«, erwiderte der junge Mann. Romana Hel'gara konnte seiner Mimik entnehmen, dass er offenbar über ihre Reaktion enttäuscht war. Hatte sie etwas falsch gemacht?

Sie kramte in ihrem Wissen über das, was sie von den Menschen wusste. »Die Menschen bezeichnen Freundschaft als eine zwischenmenschliche Beziehung, die auf Zuneigung, Vertrauen und gegenseitiger Wertschätzung beruht. Besteht zwischen uns eine solche Beziehung?«

»Wir sind uns schon einmal sehr nahe gekommen«, sagte Ashley Briggs. »So etwas verbindet durchaus.«

»Soll ich mich wieder zu Romano Hel'gara verwandeln?«, wollte sie wissen.

»Deswegen bin ich nicht gekommen«, wehrte Ashley Briggs ab. Erneut glaubte sie, einen leicht verärgerten Ton in seiner Stimme wahrgenommen zu haben, doch sie war sich dessen nicht vollkommen sicher. Es fiel ihr nach wie vor schwer, die Körpersprache und den stimmlichen Tonfall bei den Menschen so zu deuten, dass sie daraus die richtigen Schlüsse zog.

Romana Hel'gara spürte Enttäuschung. Sie hätte sich gerne

verwandelt. In Romano Hel’gara oder etwas anderes. Sie wollte nicht mehr die sein, die sie war. Aber sie war sich nicht sicher, ob sie dies Ashley Briggs verständlich machen konnte.

»Die Wanagi sind unter der Crew nicht besonders beliebt«, sagte Ashley Briggs. »Vor allem nicht unter dem Teil der Crew, der von der STERNENFAUST III stammt.«

»Ich weiß«, nickte Romana Hel’gara. Auch wenn sie immer wieder beteuerte, nichts mit dem Mord an vier Milliarden Menschen zu tun gehabt zu haben, glaubten ihr die wenigsten an Bord.

»Auch dein Stunt, als du mit den Skianern paktiert hast, war da nicht wirklich hilfreich«, fügte Ashley Briggs hinzu.

Romana Hel’gara wusste, dass Ashley dazu neigte, Tatsachen merkwürdig zu formulieren. Die Menschen benutzten oftmals unpassende Begriffe, um das Offensichtliche auszuschmücken. Weshalb sie dies taten, wusste Romana Hel’gara nicht. »Ich weiß«, sagte sie daher nur.

»Und ich dachte mir, dass es für dich sicher nicht einfach ist«, sagte Ashley Briggs. »Allein, auf einem fremden Schiff, geächtet … Ich bin daher gekommen, um dir zu versichern, dass du nicht vollkommen allein bist.«

»Weil ich dich als Freund habe?«, fragte Romana Hel’gara zögerlich nach.

»So ist es«, grinste Ashley Briggs. »Ich weiß, du kannst dir davon nicht wirklich viel kaufen …«

Erneut verstanden Romana Hel’gara nicht, also sagte sie: »Es verändert nicht meine Möglichkeiten des käuflichen Erwerbs?«

»Ich meinte, dass es dir nicht viel nützt. Ab einem gewissen Punkt sind wir Menschen immer allein. Die meisten Menschen durchleiden das irgendwann einmal in ihrem Leben. Dennoch haben sie nur wenig Verständnis für andere, denen es in einer anderen Situation ähnlich ergeht.«

Als Romana Hel’gara schwieg, erhob sich Ashley Briggs und sagte: »Ich wollte nur sagen: Wenn du jemanden zum Reden brauchst, oder wenn du etwas benötigst, dann melde dich einfach.«

Romana Hel’gara hatte das Gefühl, etwas sagen zu müssen, bevor Ashley Briggs sie verließ. Doch sie fand nicht die richtigen Worte. Die Menschen waren Meister darin, mit Worten zu jonglieren, die keinen offenkundigen Zweck erfüllten.

Den Wanagi war diese Art der Kommunikation fremd. Bei den Wanagi ging es darum, das auszusprechen, was man wollte oder benötigte. Und genau darin lag das Problem. Romana Hel’gara wusste selbst nicht, wie sie das, was sie benötigte, in Worte fassen sollte.

»Wie kann ich das, was ich angerichtet habe, wieder gutmachen?«, platzte es plötzlich aus ihr heraus.

Ashley Briggs blieb wie angewurzelt stehen und drehte sich zu ihr um. »Was sagtest du?«, fragte er verwirrt.

»Ich kann das, was ich angerichtet habe, nicht ungeschehen

machen«, sagte Romana Hel'gara. »Aber ich weiß, dass die Menschen an das Prinzip von Reue, Sühne und Wiedergutmachung glauben. Was also kann ich tun?«

Romana Hel'gara konnte an den Augen von Ashley Briggs ablesen, dass er nachdachte. Zugleich drehte er mit seinem rechten Zeigefinger die Haare einer blonden Locke seines Haarschopfs. Es war eine auf neuraler Ebene angeeignete unbewusste Verhaltensweise, wie sie bei Menschen häufig zu beobachten war.

»Im Grunde ist ja für die meisten kein Schaden entstanden«, sagte er. »Die Akoluthoren konnten unversehrt geborgen werden.«

»Dann bliebe eine praktizierte Sühne«, erklärte Romana Hel'gara. »Ich müsste mich selbst bestrafen.«

»Wenn ich dich so ansehe, dann glaube ich, du bist bestraft genug«, seufzte Ashley Briggs. »Nur sehen das die meisten wohl nicht so. Und wie gesagt, es ist kein Schaden geblieben.«

»Das stimmt nicht ganz«, widersprach Romana Hel'gara. »Einem habe ich nachhaltig geschadet.«

Ashley Briggs nickte. »Taro«, sagte er. »Du hast ihn vergiftet. Und nun hat er auch noch seinen Heros-Eponen verloren.«

»Eine Wiedergutmachung scheidet hier leider aus«, stellte Romana Hel'gara nüchtern fest. »Auch ich bin nicht in der Lage, einen Eponen zu sehen oder aufzuspüren.«

»Das ist wohl wahr«, sagte Ashley Briggs. »Wir kennen das Prinzip der Teleportation. Aber das Reiten auf einem unsichtbaren Drachen?«

»Dann gibt es keine Lösung«, stellte Romana Hel'gara fest. Sie formulierte dabei nur eine Tatsache. Ein Fakt, wie er schon bestanden hatte, bevor sie ihn laut ausgesprochen hatte. Dennoch – und sie konnte sich dieses unlogische Verhalten selbst nicht erklären – versetzte ihr das laute Ausformulieren einer zuvor schon bekannten Tatsache einen unangenehmen Stich in der Magengegend.

»Hast du mit Taro gesprochen?«

Romana Hel'gara verneinte. »Es gibt nichts zu besprechen«, sagte sie nur.

»Bedauerst du, was du ihm angetan hast?«, wollte Ashley Briggs wissen.

»Ich wünschte, ich hätte es nicht getan«, sagte Romana Hel'gara. »Erfüllt dies die Kriterien des Bedauerns?«

»Weshalb wünschst du, du hättest es nicht getan?«

»Weil ich unglücklich bin, Taro dieses Elend zugefügt zu haben«, antwortete Romana Hel'gara nach einer kurzen Überlegung.

Ashley Briggs nickte. »Vielleicht solltest du ihm das sagen?«

»Würde ihm das helfen?«, wollte Romana Hel'gara wissen.

»Vielleicht.«

»Warum?«, fragte Romana Hel'gara. »Er wird dadurch nicht besser gestellt. Die Ursache und das Ausmaß seines Leids besteht unverändert fort.«

Ashley Briggs hob die Augenbrauen. »Vielleicht hilft es ihm wirklich

nicht. Vielleicht ist es ihm auch gleichgültig. Vielleicht aber hilft es ihm, zu wissen, dass dir deine Tat nicht gleichgültig ist.«

Romana Hel'gara fand das sehr seltsam. »Würde dir so etwas helfen?«, wollte sie wissen.

»Vielleicht«, erwiderte Ashley Briggs. »Vielleicht auch nicht. Es kommt wohl darauf an, wie groß seine Trauer ist. Rechne nicht damit, auf zu viel Verständnis zu stoßen. Vielleicht beschimpft er dich auch.«

Romana Hel'gara nickte.

»Wollen wir ihn gemeinsam aufsuchen?«, fragte Ashley Briggs ohne Umschweife.

»Taro?«, vergewisserte sich Romana Hel'gara.

»Natürlich«, erwiderte Ashley Briggs. »Wobei es natürlich ihm überlassen bleibt, ob er dich überhaupt sehen will.«

Romana Hel'gara konnte es sich nicht erklären, aber sie sträubte sich dagegen, Taro unter die Augen zu treten. »Ich kann nicht einfach zu ihm gehen«, stellte sie fest, und für einen Moment war sie froh, das Quartier nicht verlassen zu dürfen.

»Soweit ich informiert bin«, sagte Ashley Briggs, »darfst du nicht ohne Begleitung dein Quartier verlassen. Doch *ich* werde dich begleiten. Und ich werde ihn zuerst fragen, ob er dich überhaupt sehen will.«

Erneut suchte Romana Hel'gara nach logischen Gründen, den Vorschlag von Ashley Briggs abzulehnen. Und erneut vermisste sie das Talent der Menschen, mit bedeutungslosen Worthülsen die Dinge hinauszuzögern.

»Du hast doch nicht wieder etwas vor, von dem du mir nichts sagst, oder?«, fragte Ashley Briggs besorgt nach.

»Natürlich nicht«, erwiderte Romana Hel'gara, und sie spürte ein seltsames Gefühl der emotionalen Beunruhigung, dass Ashley Briggs so eine Vermutung anstellte.

»Oder hast du Angst?«, wollte Ashley Briggs wissen.

Das war eine gute Frage, die Romana Hel'gara nicht einfach so beantworten konnte. War es so? Hatte sie Angst? Und wenn ja, wovor genau hatte sie Angst?

Doch Ashley Briggs deutete ihre Unsicherheit offenbar als Zustimmung, weshalb er sagte: »Dann verlieren wir besser keine Zeit.«

*

Romana Hel'gara stand allein auf dem Korridor vor Taros Quartier. Sie spürte, wie die Unruhe in ihr stieg, auch wenn sie sich diese Gefühlsregung selbst nicht erklären konnte. Ein Teil von ihr wünschte sich, Taro würde mit ihr reden wollen. Ein anderer Teil von ihr wünschte sich seltsamerweise das genaue Gegenteil.

»Romana Hel'gara«, hörte sie plötzlich eine Stimme hinter sich.

Sie drehte sich um und sah Dana Frost vor sich.

»Was tun Sie hier?«, wollte die Kommandantin der STERNENFAUST wissen. Romana Hel'gara blickte in die kalten und strengen Augen von Dana Frost. »Ich hatte Ihnen befohlen, Ihr Quartier nicht ohne Begleitung zu verlassen.«

»Ashley Briggs ist bei mir«, erklärte Romana Hel'gara.

Dana Frost zog die Augenbrauen zusammen und hob die Hände: »Wo ist er?«

»Er ist im Quartier von Taro«, sagte Romana Hel'gara ruhig. »Er erkundigt sich, ob Taro mich sehen möchte.«

»Was wollen Sie bei Taro?«, fragte Dana Frost, und Romana Hel'gara deutete ihre Gesichtsmimik so, dass die Kommandantin Misstrauen hegte. Offenbar unterstellte sie Romana Hel'gara, Taro erneut gefährlich zu werden.

»Ich wollte ihm mitteilen, wie sehr ich es bedauere, was ich ihm angetan habe«, erklärte Romana Hel'gara.

Dana Frosts Gesichtsausdruck wurde eine Spur grimmiger, wirkte zugleich aber nachdenklich. »Ich weiß nicht, ob das eine gute Idee ist«, sagte sie schließlich.

»Ich weiß dies auch nicht«, erwiderte Romana Hel'gara. Erneut beobachtete sie, wie Dana Frost die Augenbrauen zusammenzog, so als hätte Romana Hel'gara etwas Ungehöriges gesagt. »Wenn Sie nicht wünschen, dass ich mit Taro spreche, werde ich mich natürlich diesem Wunsch beugen«, fügte Romana Hel'gara hinzu.

Bevor Dana Frost etwas erwidern konnte, öffnete sich die Tür zu Taros Quartier.

Ashley Briggs trat daraus hervor.

»Er ist einverstanden«, sagte er. Erst dann erblickte er die Kommandantin und salutierte: »Ma'am!«

»Lieutenant Briggs«, begann Dana Frost streng. »Wer hat Ihnen erlaubt, mit Romana Hel'gara im Schiff herumzuspazieren?«

Ashley Briggs hob die Augenbrauen, und Romana Hel'gara glaubte für einen Moment, ein leicht aufmüpfiges Funkeln in seinen Augen zu sehen, als der Offizier sagte: »Wer hat es mir verboten?«

»Seien Sie nicht spitzfindig«, erwiderte Dana Frost mit strengem Tonfall. »Sie wissen genau, dass Romana Hel'gara untersagt wurde, ohne Begleitung ihr Quartier zu verlassen.«

»Ich bin ihre Begleitung«, sagte Ashley Briggs, ohne eingeschüchtert zu wirken. Im Gegenteil, wenn Romana Hel'gara seinen Tonfall richtig deutete, lag sogar ein wenig Strenge darin. Romana Hel'gara wusste nicht, wie sie das alles deuten sollte, aber sie glaubte tatsächlich, dass Ashley Briggs gegenüber der Kommandantin deshalb ein solches Verhalten an den Tag legte, weil er sich für seine Freundin einsetzen wollte.

»Als ich hier den Korridor entlang ging, stand Romana Hel'gara allein vor dem Quartier von Taro«, erwiderte Dana Frost streng. »Verstehen Sie das unter Begleitung?«

»Ich musste Taro erst um Erlaubnis fragen, ob Romana Hel'gara ihn

sprechen darf«, erklärte Ashley Briggs.

»Ich weiß nicht, ob das eine gute Idee ist«, äußerte Dana Frost missmutig.

»Ist es«, erwiderte Ashley Briggs bestimmt. Dabei weiteten sich seine Pupillen leicht, ein Körpermerkmal, von dem Romana Hel'gara inzwischen herausgefunden hatte, dass es manchmal auf eine Lüge hindeutete.

»Soso, ist es«, wiederholte Dana Frost. Romana Hel'gara wusste genug über die Menschen, um zu erkennen, dass dieses Gespräch längst nicht mehr über die geäußerten Worte, sondern über den verwendeten Tonfall geführt wurde. Und sie hatte das Gefühl, dass sich Ashley Briggs wegen ihr in Schwierigkeiten befand.

»Wünschen Sie nicht, dass ich mit Taro spreche, Commodore Dana Frost?«, fragte Romana Hel'gara erneut.

Dana Frost musterte Ashley Briggs eine Zeit lang, dann wandte sie sich an Romana Hel'gara: »Von mir aus. Wenn Taro damit einverstanden ist. Aber ich möchte bei dem Gespräch dabei sein.« Nach einer kurzen Pause fügte Dana Frost hinzu: »Und Gnade Ihnen Gott, sie tun dem jungen Mann irgendetwas an. Glauben Sie mir, dann werde ich Sie eigenhändig aus der nächsten Luftschleuse befördern. Haben wir uns verstanden?«

Romana Hel'gara war sich für einen Moment nicht sicher, ob diese Frage ernst gemeint war und ob Dana Frost eine Antwort erwartete. Doch als sie sah, wie die Kommandantin der STERNENFAUST sie unvermindert anstarrte, erwiderte Romana Hel'gara: »Ich habe Sie verstanden.«

*

Taro hatte schon lange nicht mehr geschlafen. Auch wenn der Schlaf erholsam war, spürte er im Moment kein Verlangen danach, in dieses dunkle Nichts zu stürzen.

Von den Menschen wusste er, dass bei ihnen während des Schlafs psychische Aktivitäten im Gehirn abliefen. Dadurch wurden dem Bewusstsein Bilder und Eindrücke simuliert.

Die Menschen nannten es Träume, und es hieß, dass sie oft von Dingen träumten, die ihren Verstand im wachen Zustand beschäftigt hatten. Dabei erfüllten ihre Träume auch oft Wünsche, die ihnen im wahren Leben versagt blieben.

Taro hätte im Moment vieles dafür gegeben, dazu in der Lage zu sein. Dann würde er davon träumen, seinen Heros-Eponen wiederzusehen. Und nicht nur ihn. Auch Cana und Jinu, die Monde von Karol, sein Zuhause … All das vermisste er im Moment, so wie er Cyx vermisste.

Als sich die Tür seines Quartiers wieder öffnete, traten nicht nur wie erwartet Ashley Briggs und Romana Hel'gara ein, auch Dana Frost

besuchte ihn.

»Commodore Frost«, sagte Taro und erhob sich. »Ich hatte nicht erwartet, Sie zu sehen.«

»Ich wollte mich nach Ihnen erkundigen«, erklärte Dana Frost. »Wie ich hörte, haben Sie Romana Hel'gara erlaubt, mit Ihnen zu sprechen.«

Taro nickte. Er sah der Wanagi in die blauen Augen und entdeckte sehr viel Trauer darin. Dennoch fiel es ihm schwer, ihr zu verzeihen, was sie getan hatte. Sie hatte ihn vergiftet, und sie hatte die Akoluthoren nach Skia gebracht, einer Flammenwelt. Als Cyx ihr auf diese Welt gefolgt war, hatte der Epone diesen Ausflug nicht überlebt.

Seitdem fühlte er sich nicht nur einsam, sondern auch gefangen. Er war gefangen auf einem Schiff mit diesen seltsamen, leblosen Stahlwänden. Wänden, die nie irgendwelches Leben in sich hatten, Quartiere, die man nicht einfach verlassen konnte. Man konnte nur von einer Umzäunung in die nächste gelangen.

»Ich bedauere meine Taten«, hörte er Romana Hel'gara auf Karolanisch sagen. »Ich sehe keine Möglichkeit der Wiedergutmachung«, fügte sie hinzu. »Mir bleibt nur der Weg der Sühne. Ich will meine Taten sühnen, und daher möchte ich Sie bitten, meine Bestrafung festzulegen.«

»Ich verstehe nicht«, erklärte Taro.

»Romana«, stieß Ashley empört aus. Er hatte über sein Armband-Kom die Übersetzung von Romanas Aussage gehört. »Romana Hel'gara«, verbesserte er sich im gleichen Moment. »Das kann doch nicht dein Ernst sein!«

»Ganz so läuft das bei uns nicht, Romana Hel'gara«, mischte sich nun auch Commodore Frost ein. »Der Senat wird entscheiden, welche Form der Bestrafung angemessen ist.«

»Weshalb der Senat?«, wollte Romana Hel'gara wissen. »Taro wurde von mir vergiftet. Taro hat durch meine Taten seinen Eponen verloren. Der Senat leidet an den Folgen meiner Tat nicht. Taro hingegen schon.«

»In unserer Gesellschaft …« Ashley Briggs suchte offenbar nach Worten.

»Die Bestrafung soll in unserer Gesellschaft ein neutrales Gericht festlegen«, erklärte Dana Frost.

»Warum?«, wollte Romana Hel'gara wissen.

»Weil die Strafe der Schuld angemessen sein soll.«

»Kann die Schwere der Schuld nicht allein das Opfer ermessen, das unter den Taten leidet?«, wollte Romana Hel'gara wissen.

»War das bei deinem Volk so?«, wollte Ashley wissen.

»In unserem Volk herrschte eine mentale Einheit«, erklärte die Wanagi. »Ein Opfer wäre niemals auf ein bestimmtes Individuum beschränkt gewesen.«

»Ich will mir keine Strafe ausdenken«, unterbrach Taro die Diskussion. »Eine Bestrafung macht das, was passiert ist, nicht ungeschehen«, seufzte er. »Romana Hel'gara, ich weiß nicht, wie groß

oder schwer das ist, was Sie als Schuld bezeichnen. Vielleicht waren Sie nicht Herr Ihrer Sinne. Letztlich ändert es nichts daran, dass Cyx nicht mehr hier ist. Und keine Bestrafung wird daran etwas ändern.«

»Ich kann mir vorstellen, wie sehr Sie Ihren Heros-Eponen vermissen«, sagte Ashley Briggs.

»Sie können nicht nachvollziehen, was mir fehlt«, erklärte Taro. »Weil Sie es selbst nie hatten.«

»Wir können es in der Tat nicht verstehen«, erklärte Dana Frost und legte ihm die Hand auf die Schulter, eine Geste, die – wie Taro inzwischen wusste – in diesem Fall aufrichtiges Mitgefühl symbolisieren sollte. »Doch wir sehen, dass Sie leiden, und Sie können sich sicher sein, dass uns dies nicht gleichgültig ist.«

Taro nickte.

»Ich habe keine Worte des Trostes«, fuhr Dana Frost fort.

»Worte des Trostes?«, fragte Taro nach.

Taro wusste, dass es unter den Menschen keine Geistsprache gab, mit der die Karolaner ihre Emotionen vermittelten. Daher hatte das gesprochene Wort bei den Menschen einen vollkommen anderen Stellenwert. Es diente nicht nur dem Übertragen von Fakten, es ersetzte zum Teil auch das, was sich die Karolaner an Gefühlen und Stimmungen per Geistsprache mitteilten. All das war unendlich kompliziert, ein wirres Geflecht aus Riten und symbolhaften Formulierungen, die er wohl nie verstehen würde, denn für Taro war und blieb es nur ein Sammelsurium von kalten Worten. Daher konnte er mit dem Begriff »Worte des Trostes« nichts anfangen. Wie sollten gesprochene Worte dazu in der Lage sein?

Dana Frost holte tief Luft. »Manchmal wünschte ich mir die Fähigkeit der Karolaner, Trost mit Hilfe von Mentalimpulsen zu spenden. Worte sind dafür in der Tat nur eine wenig hilfreiche Krücke.«

»Dieses Konzept ist jenem der Wanagi nicht unähnlich«, erklärte Romana Hel'gara. »Es funktioniert allerdings nur im Rahmen des Wanagi-Kollektivs. Und wenn Dana Frost nach Worten des Trostes sucht, bemühe ich mich um Worte des Bedauerns.«

Zwar konnte Taro damit genauso wenig anfangen, doch da er im Grunde am liebsten allein sein wollte, um seinen Gedanken nachzuhängen, imitierte er die menschliche Geste der Zustimmung und nickte.

»Uns fehlt nur noch ein letztes Akoluthorum«, erklärte Dana Frost, und Taro erkannte, dass sie damit nicht nur eine bekannte Information wiederholen wollte. Sie wollte seinen Blickwinkel auf etwas Hoffnungsvolles richten. Wahrscheinlich war es das, was Dana Frost als »Worte des Trostes« bezeichnet hatte. »Und der Akoluthoren-Scanner scheint auf ein System reagiert zu haben, das im Umkreis von zwei Lichtjahren ist«, fuhr sie fort. »Wir versuchen im Moment, die Richtung zu bestimmen. Und dann können wir hoffentlich unsere Mission abschließen. Sie kehren nach Hause zurück, und wir brechen hoffentlich wieder in unsere wiederhergestellte Heimat auf.«

»Wie auch immer das alles vonstattengehen soll«, fügte Ashley Briggs hinzu, wofür er erneut einen strengen Blick von Dana Frost erntete.

»Ich werde Ihnen auf den letzten Schritten kaum eine Hilfe sein können«, sagte Taro.

»Sie sind der Einzige an Bord, der die Fähigkeit besitzt, sich mittels Geistsprache zu verständigen«, sagte Dana Frost. Auch hier erkannte Taro, dass sie ihm damit nicht eine natürlich bekannte Information mitteilen wollte. Sie wollte ihn von seiner Aussage abbringen, nutzlos zu sein.

In diesem Moment sprang Taro in die Höhe.

Durch die Kabinenwand schossen zwei Heros-Eponen auf ihn zu.

Für einen winzigen Moment hoffte Taro tatsächlich, es handle sich um Cyx. Doch dann erkannte er sofort, dass die beiden Eponen nichts mit Cyx gemein hatten.

Die Menschen konnten Eponen nicht sehen. Sie konnten sie nicht nur nicht sehen, sie konnten sie überhaupt nicht wahrnehmen. Weder die Eponen noch ihre Reiter.

»Verräter!«, tönte es in Taros Geist.

Taro hatte sich erhoben und unwillkürlich eine Kampfhaltung eingenommen.

»Was ist los, Taro?«, wollte Dana Frost wissen.

»Er hat den Mantel!«, rief einer der beiden Männer, der in diesem Moment seinen Eponen verließ und dadurch auch für Dana Frost und die anderen sichtbar wurde.

»Colonel Yefimov!«, sprach Dana Frost umgehend in ihr Armband-Kom. »Schicken Sie sofort einen Trupp zu Taros Quartier! Eindringlingsalarm.«

Die Fremden hatten die Sprache von Dana Frost nicht verstanden. Doch sie schienen unbeeindruckt.

»Ein Karolaner!«, sagte der eine der beiden. Erneut aktivierte sich der Translator der Raum-KI automatisch und wiederholte das Gesprochene auf Solar, sodass Dana Frost und die anderen es verstehen konnten.

Nun erinnerte sich Taro, wo er eine solche Gestalt schon einmal gesehen hatte. Die Fremden sahen aus wie Manak, der Prinzipal, aus dessen Schrank Taro damals den Umhang entwendet hatte. Sie hatten den gleichen schmächtigen Körper, auf dem ein dünner, langer Hals einen großen Kopf in die Höhe hielt. Der nackte Schädel besaß ein erstaunlich kleines Gesicht, das statt einer Nase nur zwei strichförmige Öffnungen hatte, während der Mund von zarten Lippen umrahmt war. Doch am eindrucksvollsten waren die faustgroßen Augen, deren Iris golden leuchtete.

»Kennt ihr Manak?«, wollte Taro wissen. »Er war unser Prinzipal auf Karol.« Er hatte es auf Karolanisch gesprochen.

»Können Sie mich verstehen?«, fragte Dana. Ihr Solar wurde nun ebenfalls von der Raum-KI ins Karolanische übertragen.

»Schweig!«, rief der Fremde und holte mit einem Stab aus, den er unvermittelt unter seinem Umhang hervorgeholt hatte. Ehe Dana Frost,

die mit einem so plötzlichen Angriff nicht gerechnet hatte, reagieren konnte, streckte der Fremde die Kommandantin mit einem einzigen Schlag zu Boden.

Taro erkannte, dass es nicht der Schlag gewesen war, der Dana Frost außer Gefecht gesetzt hatte. Der Fremde hatte einen massiven Mentalstoß hinzugefügt. So wie es Taro einst bei Bruder William getan hatte, ohne damals zu ahnen, wie anfällig die menschlichen Gehirne auf einen derartigen Angriff reagierten.{*}

»Aufhören!«, rief Ashley Briggs, der zur Wand zurückwich. Er aktivierte sein Armband-Kom, doch bevor er etwas sagen konnte, wurde er von dem zweiten Fremden niedergestreckt.

Die beiden Fremden sprachen miteinander, allerdings in einer Sprache, die Taro nicht verstand. Es waren jedoch auch Elemente der Geistsprache enthalten, und plötzlich tauchten vor seinem geistigen Auge Bilder von Tenebrikonern und Skianern auf. War es das, was die Fremden vermuteten? Glaubten sie, dieses Schiff wurde von Skianern befehligt?

»Taro, wer sind diese Fremden?«, rief Romana Hel'gara, wobei ihre Stimme erstaunlich gleichförmig klang, ganz anders als bei den Menschen, wenn sie angegriffen wurden.

»Ich weiß es nicht«, antwortete Taro wahrheitsgemäß.

»Sie verüben eine feindliche Handlung gegen dieses Schiff«, sagte Romana Hel'gara.

In diesem Moment versuchte der Fremde, auch Romana Hel'gara anzugreifen, doch die Wanagi machte es dem Angreifer nicht so einfach. Ohne das geringste Zögern rollte sie zur Seite und verformte die Außenhaut ihres Oberkörpers.

Erneut riefen die Fremden etwas, dann sagten sie zu Taro: »Skianer! Wir wussten es.«

»Ihr macht einen Fehler!«, erwiderte Taro, während allerlei Möbel zu Bruch gingen, so wild schlug der Fremde mit seinem Kampfstab um sich und versuchte, Romana Hel'gara doch noch zu treffen.

Romana Hel'gara sprang nach hinten, kam sofort und zielsicher wieder auf die Füße und ging zum Gegenangriff über.

Doch zu spät. Die Fremden hatten schon wieder ihre Eponen bestiegen und riefen Taro zu: »Du kommst mit uns!«

In diesem Moment spürte Taro etwas, das sich wie eine Explosion in seinem Kopf anfühlte.

Kurz bevor er das Bewusstsein verlor, erkannte er, dass die beiden Angreifer ihn gleichzeitig mit einem Mentalimpuls ihres Kampfstabes niedergestreckt hatten.

Taro fühlte sich in einen Eponen hineingezogen. Zugleich umhüllte ihn ein schwarzer Schlund.

Erneut wünschte er sich, träumen zu können.

*

Als die Quartiertür aufging, stürmten drei Marines herein.

Jeder von ihnen sicherte eine andere Ecke des Raums, und ein weiterer richtete einen Nadler auf Romana Hel'gara und rief: »Keine Bewegung!«

Der Nadler konnte Romana Hel'gara im Grunde nichts anhaben. Sie hätte sich umgehend eine Schutzschicht zulegen können, welche die Miniprojektile abgehalten hätte.

Doch stattdessen beschloss sie, sich nicht zu wehren.

»Raum gesichert«, meldete der Marine, den Romana Hel'gara sofort als Private Scott erkannte. »Die Kommandantin und Lieutenant Briggs sind ohne Bewusstsein. Die Täterin Romana Hel'gara ist in Gewahrsam.«

In diesem Moment betrat Colonel Yefimov das Quartier und warf Romana Hel'gara einen wütenden Blick entgegen, bis er sich in dem verwüsteten Quartier umsah.

»Wo ist Taro?«, fragte er schließlich.

»Er wurde von zwei fremden Eindringlingen entführt«, antwortete Romana Hel'gara.

»Welche Eindringlinge?«, entfuhr es ihm. »Ich sehe hier nur Sie und zwei bewusstlose Offiziere!«

Private Scott informierte inzwischen die Paramedics, während sich die anderen Marines um die Bewusstlosen kümmerten.

»Was haben Sie diesmal angerichtet?«, schimpfte Yefimov. »Was tun Sie überhaupt hier, Romana Hel'gara?«

»Sir«, sagte Private Scott, »vor unserem Eintreffen hat Dana Frost einen Eindringlingsalarm gemeldet.«

»Was wollen Sie damit sagen?«, brummte Yefimov wütend.

»Es könnte sein, dass die Wanagi die Wahrheit gesagt hat.«

Yefimov zog seine Augenbrauen zusammen. »Das haben nicht wir zu entscheiden«, sagte er schließlich. »Wir informieren Commodore Taglieri. Er wird wissen, was als Nächstes zu tun ist.«

Dann wandte er sich an Romana Hel'gara und sagte: »Aber ich garantiere Ihnen …« Er kam einen Schritt näher, beugte sich zu ihr und zischte: »Wenn Sie uns erneut zum Narren halten, dann werden Sie diesmal nichts zu lachen haben!«

*

Die Reise musste sehr lange gedauert haben.

Hin und wieder war Taro zu Bewusstsein gekommen. Dann hatte er das All gesehen. Das All und die Sterne, die wild um ihn herumwirbelten, während der Heros-Epone, der ihn umschloss, riesige Sprünge machte.

Und stets, wenn sein Entführer bemerkte, dass Taro aufgewacht war, wurde er mit einem weiteren Mentalstoß niedergestreckt.

Taro konnte sich nicht wehren. Was hätte er auch tun sollen? Er war gefangen in einem fremden Eponen. Den Eponen zu verlassen oder seinen Reiter zu bekämpfen, das bedeutete hier draußen im All den sicheren Tod.

Also konnte Taro nur abwarten.

Einmal hatte er versucht, seinen Entführer anzusprechen. Doch dieser wollte nicht reden und hatte Taro kurzerhand erneut niedergeschmettert.

Dann war wieder alles schwarz geworden.

Hätte Taro eine Möglichkeit gesehen, seine Freunde von der STERNENFAUST zu informieren, er hätte es getan. Doch Taro sah keine.

Und er hatte keine Ahnung, was die Fremden mit ihm vorhatten.

*

Ashkono Tregarde lief den Paramedics entgegen.

»Ein schweres SHT«, rief Paramedic Meyer ihm vom anderen Ende des Ganges zu.

Dana!

Zwei Paramedics schoben die Medoliegen mit den beiden Verletzten im Eilschritt vor sich her. Meyer hatte bereits den ersten Medo-Scan abgeschlossen, und auch wenn die Scan-Daten automatisch auf das Diagnose-Pad von Ash übertragen worden waren, rief er ihm die ersten Ergebnisse noch einmal verbal zu. »Eine akute Epiduralblutung, Verdacht auf neurales Trauma.«

Ich kann lesen, ging es Ash durch den Kopf, auch wenn er natürlich wusste, dass dieses Prozedere zur Routine gehörte. In Wahrheit machte er sich schlichtweg Sorgen um Dana Frost.

»Sagen Sie mir lieber, was passiert ist!«, forderte Ash den Paramedic auf, während sie Richtung Krankenstation rannten, wo seine Kollegin Dr. Scott bereits mit mehreren Paramedics darauf wartete, die Patienten zu versorgen.

»Wir wissen es nicht«, erklärte Meyer. »Angeblich ein Angriff von zwei fremden Eponenreitern, die Taro entführt haben.«

Das Schott zur Krankenstation fuhr zur Seite.

»Eponenreiter?«, fragte Ash besorgt nach. Wenn das stimmte, dann ähnelte der Angriff auf Dana und Ashley Briggs vielleicht der Attacke, der einst Bruder William ausgesetzt gewesen war, als ihn Taro angegriffen hatte. Taro hatte damals den Christophorer-Mönch mit seinem Kampfstab niedergestreckt. Doch nicht der Schlag auf den Kopf hatte sich damals als Problem erwiesen, sondern der mentale Impuls, der neurale Schäden nach sich gezogen hatte.

Quietschend stoppten die Paramedics die Medoliegen vor einer Diagnoseeinheit.

»Injizieren wir sofort Neu-Rep, um zumindest einer anterograden

Amnesie vorzubeugen«, sagte Ash und erkannte aus den Augenwinkeln, wie Dr. Scott umgehend den Medo-Computer mit Anweisungen fütterte.

Kaum hatte Ash das Mittel bei Dana injiziert, stöhnte sie und öffnete die Augen zu winzigen Schlitzen.

»Ganz ruhig«, sagte Ash, was jedoch den gegenteiligen Effekt hatte. Dana versuchte, sich zu erheben.

»Den Kopf halten Sie bitte ganz ruhig«, sage Ash. »Sonst muss ich Sie mit Kraftfeldern fixieren. Sie haben eine Kopfverletzung davongetragen, die nicht auf die leichte Schulter zu nehmen ist.«

»Ich werde brav sein«, murmelte Dana.

Ash wunderte sich, dass Dana bereits zu Bewusstsein gekommen war. Ashley Briggs war noch immer ohnmächtig, obwohl auch er das Mittel erhalten hatte. Hatte es vielleicht etwas mit der genetischen Aufbesserung zu tun, die man einst an Danas Gehirn vorgenommen hatte?

»Wo ist Taro?«, murmelte Dana.

Ash hatte keine Ahnung, und er fragte sich, was er Dana sagen sollte, um sie nicht noch mehr zu beunruhigen. »Man sucht nach ihm«, erklärte er schließlich. Er wollte nicht lügen. Dana kannte ihn ohnehin zu gut, um ihm noch irgendwelche Lügen abzukaufen.

Vorsichtig griff Dana nach oben, und erst nach ein paar Sekunden erkannte Ash, dass sie offenbar nach ihrem Akoluthorum tastete.

»Das Akoluthorum ist noch da, Dana«, erklärte er. Immerhin schien dies Dana ein wenig zu beruhigen. »Und Romana Hel'gara ist in Gewahrsam«, fügte er hinzu.

»Romana Hel'gara?«, fragte Dana nach, und Ash bereute, die Wanagi überhaupt erwähnt zu haben.

Erneut riss Dana ein wenig weiter die Augen auf.

Ash zuckte mit den Schultern und winkte Colonel Yefimov herbei.

»Was ist geschehen?«, wollte Dana wissen.

»Wir haben Sie in Taros Quartier gefunden«, erklärte Yefimov. »Sie und Ashley Briggs. Und Romana Hel'gara. Nach dem Karolaner suchen wir, doch bislang haben wir ihn nicht gefunden. Romana Hel'gara war als Einzige unverletzt.«

Dana schien zu überlegen, was ihr offensichtlich schwer fiel. Aufgrund der schweren Kopfverletzung war dies natürlich kein Wunder.

»Wenn Sie sich nicht schonen, muss ich Sie sedieren, Dana«, sagte Ash. Es war im Grunde eine leere Drohung, denn Ash war froh, dass Dana das Bewusstsein wiedererlangt hatte. Und wie Ash bereits zuvor vermutet hatte: Dana durchschaute ihn und nahm seine Ankündigung nicht einmal ernst genug, um überhaupt darauf zu antworten.

»Könnte Romana Hel'gara etwas damit zu tun haben?«, wollte Yefimov wissen. »Könnten es erneut Skianer gewesen sein? Und sie hat sie angelockt und zu Taro geführt?«

»Möglich«, murmelte Dana, doch Ash konnte ihr am Gesicht ablesen,

dass sie das nicht wirklich glaubte. »Nur frage ich mich«, fügte Dana hinzu, »weshalb sie mir dann mein Akoluthorum nicht abgenommen haben. Und was wollen sie mit Taro?«

»Das sind viele Fragen, Dana«, sagte Ash streng. »Viele Fragen auf einmal. Und für ein Gehirn, dessen Neuronen gerade eben durcheinandergewirbelt wurden, sind das ein paar Fragen zu viel.«

Dana erhob sich, und Ash schüttelte wütend den Kopf. »Ash, uns fehlt nur noch ein Akoluthorum«, begann Dana ungeduldig. »Es braucht mehr als einen Schlag auf den Kopf, um mich dazu zu bringen, so kurz vor dem Ziel die Hände in den Schoß zu legen. Taro wurde entführt, und wir müssen alles unternehmen, ihn zu finden.«

»Wir haben Commodore Taglieri und Captain Mulcahy«, sagte Ash. »Diesem Schiff mangelt es eindeutig nicht an fähigen Kommandanten. Und solange Sie meine Patientin sind, tun Sie, was ich sage.«

Dana funkelte Ash streng an, er funkelte zurück.

»Unterschätzen Sie nicht meine Sturheit, Dana«, sagte er, und diesmal meinte er es auch so.

Schließlich nickte Dana grimmig und legte sich auf die Medo-Liege zurück. »Darf ich wenigstens kurz mit Taglieri sprechen?«, wollte sie wissen.

»Kurz«, wiederholte Ash, obwohl er wusste, dass Dana keinen noch so kleinen Hinweis auslassen würde, um Taglieri im Detail zu erklären, was er ihrer Meinung nach tun sollte.

»Wo ist Romana Hel'gara?«, hörte Ash die Stimme von Ashley Briggs auf der Nebenliege.

Der nächste, dachte Ash grimmig.

*

Taro hatte keine Ahnung, wohin man ihn gebracht hatte.

Seinen Eponenmantel hatte man ihm abgenommen, und er befand sich in einem dunklen Raum ohne Fenster und mit nur ganz schlechter Luft.

Langsam betastete er die feuchten Wände, die leicht vibrierten.

Es war lange her, dass er lebendige Wände berührt hatte. Seit seiner Zeit auf Karol war er auf keine lebenden Unterkünfte mehr gestoßen.

Doch diese Wände waren anders.

Taro wusste nicht, was es war. Von diesen Wänden ging eine Art dumpfes Gefühl aus. Ein Gefühl, das sich in seinem Körper ausbreitete und ihn regelrecht narkotisierte.

Doch dann erkannte er, dass dieses Gefühl nur in seinem Kopf vorhanden war. Von dort strahlte es über seine Wirbelsäule in alle Glieder.

Und schließlich begriff er: Diese Wände waren mental aufgeladen.

Doch nicht nur das: Sie schienen ihm mentale Energie abzuziehen.

Taro versuchte, seine Geistsprache zu verwenden, doch es gelang ihm

nicht, irgendwelche Emotionen zu bilden und mittels Geistsprache an seine Umwelt abzugeben.

Diese Wände waren eine Art mentaler Knebel. Sie sollten verhindern, dass er sich mental äußerte. Dass er mental um Hilfe rief.

Wer sollte daran ein Interesse haben?

Sie wollen nicht, dass du einen Eponen herbeirufst, mit dem dir die Flucht gelingt, ging es ihm durch den Kopf.

»Mein Epone ist fort«, rief Taro in der Lautsprache. Er wusste nicht, ob ihn überhaupt irgendjemand hörte. Und selbst wenn, würde man ihm wahrscheinlich nicht glauben.

Wo war er hier?

Zunächst hatte er geglaubt, Ankrilen vor sich zu sehen. Doch nach allem, was sie getan hatten … Konnte es sich um Skianer handeln?

Anders als die Tenebrikoner waren die Skianer den Ankrilen ausgesprochen ähnlich. Nur dass sie ein vollkommen anderes Ziel verfolgten.

Doch wenn das hier Skianer waren, warum hatten sie ihm das Akoluthorum gelassen? Wollten sie, dass er seine Sinne behielt? Sollte er in ihrem Auftrag noch etwas erledigen? Oder verfolgten sie vollkommen andere Ziele?

Taro dachte an die STERNENFAUST und bekam fürchterliche Angst. Er hatte mit angesehen, wie die Fremden Dana Frost und Ashley Briggs angegriffen hatten. Was war mit den beiden geschehen?

Bereits auf der STERNENFAUST hatte er sich klaustrophobisch gefühlt, seit er über keinen Eponen mehr verfügte. Doch das war kein Vergleich zu jetzt. Die mentale Verriegelung, der enge Raum, die Dunkelheit und die Gefangenschaft … Taro hatte Probleme, zu atmen.

Er spürte, wie sein Herz immer schneller raste, während er verzweifelt nach Luft japste.

Plötzlich öffnete sich ein Spalt im Raum, und eine Woge aus Geiststimmen umhüllte ihn.

Es waren keine freundliche Stimmen, doch allein diese Stimmen zu hören, ließ ihn erleichtert aufatmen.

Blinzelnd versuchte sich Taro an das neue Licht zu gewöhnen.

»Mitkommen, Karolaner«, hörte er einen kalten Tonfall.

»Wo bin ich hier?«, fragte Taro, ohne eine Antwort zu erwarten. Und er erhielt auch keine.

Langsam gewöhnten sich seine Augen an das Licht. Einer der Fremden, die Taro an den Weisen Manak erinnerten, musterte ihn aus seinen faustgroßen Augen.

»Hänge dir das um den Hals«, sagte der Fremde schließlich und reichte Taro eine Art Reifen.

»Was ist das?«, wollte Taro wissen.

Auch diesmal erhielt er keine Antwort, doch er glaubte zu wissen, was dies war. Es war ein Anti-Reif. Ein Reif, der mit Anti-Prana-Energie gefüllt war. Es wurde von Ankrilen hergestellt.

Manche von ihnen trugen es auch, um sich noch mehr an die Anti-

Prana-Energie zu gewöhnen, oder um sich auf einen Meditationstrip ins Nullum vorzubereiten.

Es war bekannt, dass die Anti-Reifen eine abschreckende Wirkung auf Eponen hatten.

Erneut zeigte dies Taro, dass er ein Gefangener war. Und seine Wärter wollten offenbar sichergehen, dass er nicht floh.

»Mitkommen«, sagte der Wärter. »Du wirst zum Tribunal gebracht.«

Erneut versuchte Taro, irgendetwas zu erfahren, also sagte er: »Was soll das heißen? Was will dieses Tribunal von mir?«

Ängstlich blickte sich Taro um, während er dem Fremden folgte. Die Wände schienen leicht zu pulsieren. Es gab weder Fenster noch Türen, nur ein dumpfer Lichtschein ging von den Wänden aus.

Nach einigen Schritten blieb der Fremde stehen und drehte sich zu Taro um. Er musterte Taro mit seinen großen, goldenen Augen, bei denen Taro das Gefühl hatte, in zwei Sonnen zu sehen. »Was ist das denn für eine seltsame Frage?«, fragte er. »Du wirst dort natürlich für deine Verbrechen verurteilt.«

»Verbrechen?«, hakte Taro nach. »Was für Verbrechen?«

Der Fremde verzog keine Miene. »Das Verbrechen lautet: Mord an einem der Alten Weisen.«

Taro war zu verdutzt, um darauf etwas erwidern zu können. Hier musste eine Verwechslung vorliegen.

Sein Wärter war jedoch nicht daran interessiert, das Gespräch fortzusetzen. Er schritt den Korridor entlang, und Taro blieb nichts anderes übrig, als ihm zu folgen.



Der Raum, in den Taro geführt wurde, wirkte weitaus heller, obwohl auch er keine Fenster zu haben schien.

Das Licht ging vielmehr von den fluoreszierenden Wänden aus, denen etwas Lebendiges anhaftete, auch wenn Taro nicht wusste, was an ihnen so lebendig wirkte, denn sie waren so starr wie tote Materie.

In der Mitte des Raumes stand ein mit rotem Samt ausgelegtes Pult, hinter dem drei der großäugigen Fremden in ausladenden Stühlen saßen. Sie trugen lange, blaue Gewänder und strahlten Würde aus.

An den Seiten saßen weitere Personen, die mehr wie Karolaner aussahen, auch wenn Taro sofort erkannte, dass es sich um keine Karolaner handelte.

Die meisten Anwesenden trugen bedrohlich wirkende Waffen, darunter Langbögen und Kampfstäbe.

»Du bist Karolaner«, begann der Fremde, der in der Mitte des Pultes saß, in Taros Sprache. Seine Stimme klang kräftig durch den Raum, und Taro glaubte für einen Moment, der Blick aus den golden schimmernden Augen würde ihn bis in sein tiefstes Innerstes durchbohren.

»Ich stamme vom Cluster Kor Aron auf Karol«, antwortete Taro laut und bestimmt. »Mein Volk wurde jedoch …«

»Schweig!«, unterbrach ihn das Wesen, das auf der rechten Seite des Pults saß. »Es reicht, wenn der Elatorus genötigt ist, in deiner Sprache zu sprechen!«

Taro fühlte sich ohne seinen Eponen vollkommen hilflos. Normalerweise hätte er sich auf seinen Eponen geschwungen und wäre geflohen.

Doch das änderte nichts daran, dass er stolz war. Er hatte wahrscheinlich mehr erlebt als all diese Fremden zusammen. Er war ins Zentrum der Skianerwelt Skia eingetaucht. Er hatte elf Akoluthoren zurückerbeutet. Er hatte in seinem jungen Leben unzählige Tenebrikoner bekämpft.

»Es ist mir egal, in welcher Sprache ihr sprecht«, erwiderte Taro wütend.

»Lieber sterbe ich, als dass ich vor Skianern zu Kreuze krieche.«

»Du hältst uns für Skianer?«, wollte der mittlere der Dreien wissen, den der andere als Elatorus bezeichnet hatte.

»Das ist ein lachhafter Trick«, fügte der rechte hinzu. »Hört nicht auf ihn, erhabener Elatorus. Er weiß genau, dass wir keine Skianer sind. Er will uns nur glauben machen, kein Verräter zu sein. Doch die Beweise sprechen klar gegen ihn.«

»Er kennt die Riten nicht!«, rief nun einer der Krieger, der für Taro weibliche Züge aufwies. Ihre Stimme klang hoch und hell.

Plötzlich geriet Unruhe in die Versammelten. Es musste etwas Frevelhaftes gewesen sein, dass sie das Wort an sich gerissen hatte.

»Du wagst es!«, rief nun wieder der Schreihals zur Rechten.

»Sie hat recht«, wandte Taro ein. Er starrte dem Fremden in die großen Augen, wild entschlossen, seinem offenbar wütenden Blick standzuhalten. »Ich kenne die Riten nicht.«

»Damit beruft er sich auf sein Recht auf das Patrozere!«, rief die Kriegerin erneut.

»Das ist lächerlich«, erwiderte der Ankläger. »Du legst ihm Worte in den Mund. Bist du etwa auf seiner Seite?«

»Ich bin auf der Seite der Wahrheit und der Bräuche!«, antwortete die Fremde ungerührt.

»Dann halte sie ein und schweig!«, erhielt sie zur Antwort.

Taro begann, zu durchschauen, was hier gespielt wurde. Man wollte ihm etwas anhängen. Doch die Fremden sollten nicht glauben, an einen Dummkopf geraten zu sein: »Ich fordere mein Recht auf das Patrozere!«, rief Taro laut.

»Da seht ihr es, wie er versucht, uns zu narren«, rief der keifende Ankläger und deutete mit seinen langen Fingern auf Taro. »Erst gibt er vor, er kenne nicht den Unterschied zwischen den Alten Ankrilen und den Skianern, und nun beruft er sich auf das Recht des Patrozere! Allein aus diesem Grunde sollte es ihm verwehrt werden.«

Taro musste sich zurückhalten, um nicht mit seiner Geistsprache

seine Gefühle von Abscheu, Wut und Belustigung preiszugeben. Wie dumm musste wohl der Vorsitzende sein, wenn er all das nicht durchschaute.

Der Vorsitzende erhob sich, und jetzt erst erkannte Taro, dass der Fremde mindestens doppelt so groß sein musste wie er selbst.

»Angeklagter«, sagte der Fremde. »Du berufst dich auf dein Recht des Patrozere«, sagte er.

»Das tue ich«, erwiderte Taro mit fester Stimme.

»Weißt du, was dieses Recht beinhaltet?«, wollte der Fremde wissen.

»Was für eine lächerliche Frage«, entfuhr es Taro per Geistsprache, doch offenbar hatte niemand der Anwesenden ihn gehört. Vielleicht war es Taro im letzten Moment gelungen, den Gedanken abzuschirmen und für sich zu behalten. »Mir scheint, es ist nötig, damit meine Rechte gewahrt werden«, sagte er laut.

»So ist es in der Tat«, erklärte der Fremde und neigte sich nach vorne. »Du musst jedoch einen Patro erwählen.«

Taro hatte verstanden, und er musste auch nicht lange überlegen. Sofort deutete er auf die Kriegerin, die sich zu Wort gemeldet hatte.

»Mithra?«, fragte der Fremde nach.

»Wenn das ihr Name ist, dann ja. Dann wähle ich Mithra.«

»Das ist lächerlich!«, rief der Ankläger. »Das ist absolut lächerlich.«

»Wen soll ich stattdessen nehmen? Dich vielleicht?«, fuhr Taro den Fremden an.

»Weiser Elatorus, das kannst du nicht länger durchgehen lassen«, schimpfte er. Dann fügte er etwas in einer Sprache hinzu, die Taro nicht verstand.

»Schweige, Bahmastro!«, rief der Elatorus. »Du weißt selbst, dass es sich nicht geziemt, eine andere Sprache als die des Angeklagten zu verwenden.«

Der Fremde, der offenbar Bahmastro hieß oder vom Rang her ein Bahmastro war, machte einen Schritt zur Seite und legte den Kopf auf die rechte Schulter, was Taro als ein Zeichen der Unterwürfigkeit interpretierte.

»Sobald der Gong ertönt, kommt dieses Gremium wieder zusammen«, erklärte der Elatorus und wandte sich an Taro. »Dir wird nicht viel Zeit bleiben. Aber vielleicht hilft dir dein Patro, die Sitten dieses Gremiums zu wahren.«

Die Kriegerin, die Mithra genannt wurde, schritt auf Taro zu, packte ihn unsanft an der Schulter und zog ihn brutal mit sich. Er hätte ihr nicht so viel Kraft zugetraut. »Tu, was ich sage!«, murmelte sie.

Taro holte tief Luft und eilte der Kriegerin nach.

*

Mithra hatte ihn in einen Nebenraum geführt, in dem die Luft stickig und abgestanden war.

»Warum verschwindest du nicht einfach mit deinem Eponen?«, fragte Mithra.

So hatte sich Taro das nicht vorgestellt. Eigentlich war er es gewesen, der Fragen hatte.

»Mein Epone ist tot«, sagte Taro und spürte erneut eine schwere Last auf seinem Körper. »Glaube mir, wenn er hier wäre, ich würde es euch zeigen. Dir und diesem Bahmastro. Und auch eurem Elatorus!«

Taro sah nur einen huschenden Schatten, dann spürte er auch schon einen Schlag auf seiner rechten Wange.

Sein Kopf wirbelte zur Seite, während Mithra schrie: »Pass auf, was du sagst! Beleidige nicht den Elatorus!«

Taro rieb sich die Wange, während er erwiderte: »Dieser Bahmastro scheint dir weniger am Herzen zu liegen. Wegen ihm hast du mich nicht angegriffen.«

Erneut holte Mithra aus, doch diesmal war Taro darauf vorbereitet. Er beugte sich geschickt zu Seite, sodass der Schlag der Kriegerin ins Leere ging. Dann packte er sie am Oberarm, rammte ihr seinen Ellenbogen in die Seite und drehte ihr den Arm auf den Rücken. Mit dem Fuß gab er ihr einen heftigen Stoß, sodass sie gegen die Wand prallte, die plötzlich gar nicht mehr so weich und organisch wirkte.

Mithra wirbelte herum und starrte ihn wütend an, während sie ihre Waffe auf ihn richtete.

»Willst du mir nun helfen, oder wollen wir uns prügeln?«, wollte Taro wissen.

»Dir helfen?«, schimpfte Mithra. »Du bist ein dummer Hitzkopf, der nicht weiß, wann er schweigen sollte.«

»Wenn ich das bin, dann war ich soeben in diesem Raum nicht der Einzige«, erwiderte Taro.

Mithra stieß einen abschätzigen Laut aus. »Da hast du wohl recht.«

»Warum hast du mir dann geholfen?«, wollte Taro wissen.

»Weil an der ganzen Sache etwas faul ist«, sagte Mithra.

Taro konnte mit dieser Formulierung nichts anfangen, was Mithra nicht entging. »Geistsprachler?«, fragte sie.

»Ich verstehe die Frage nicht«, erwiderte Taro.

»Das wundert mich nicht«, spottete Mithra. »Viele Völker haben die Kunst, Gefühle mittels Lautsprache zu verkleiden, nie gelernt. Sie stecken fest im Austausch von Instinkten und Gefühlen per Geistsprache. Es ist so simpel wie primitiv.«

Taro hatte nicht vor, sich länger von Mithra provozieren zu lassen. Auch wenn er sich von den Fremden nicht einschüchtern lassen wollte, erkannte er doch, dass er Mithra besser als Freund gebrauchen konnte.

»Ich bedauere meine Worte«, sagte er schließlich. »Doch man hat mich gegen meinen Willen hierher verschleppt, und ich kenne nicht einmal den Grund!«

»Der Grund ist dein Eponenmantel«, sagte Mithra. »Er gehörte einst einem angesehenen Weisen!«

»Ich weiß«, erwiderte Taro. »Er gehörte Manak, der Prinzipal meines

Clusters.«
»Du kennst also Manak?«, fragte Mithra bestürzt. Taro beschlich ein merkwürdiges Gefühl. Hatte er etwas Falsches gesagt?
»Manak war der Prinzipal meines Clusters. Jeder dort kannte ihn.«
»Es fällt mir schwer, das zu glauben«, sagte Mithra.
»Weshalb?«
»Weil Manak vor vielen Jahren von Asuro ermordet wurde. Sein Sohn Rano floh mit dem Mantel und schloss sich den Ankrilen an.«
Rano?
Taro lief ein kalter Schauer über den Rücken. Rano war der Name seines Vaters gewesen. War das ein Zufall?
Doch Taro überlegte, dass es wohl klüger war, diese Information zunächst für sich zu behalten. »Wer war Rano?«, wollte er wissen.
»Ein Ankrile«, erklärte Mithra. »Und ein Verräter wie sein Vater Asuro!«
»Was hat das alles mit mir zu tun?«, wollte Taro wissen. »Und weshalb die Aufregung über meinen Umhang?«
»Es geht nicht nur um den Umhang«, erwiderte Mithra. »Es geht auch darum.« Mit diesen Worten deutete sie auf Taros Akoluthorum.
Taro hatte sich bereits gefragt, weshalb sich niemand für das Akoluthorum zu interessieren schien. Und weshalb man es ihm nicht längst abgenommen hatte. »Ich verstehe das alles nicht«, sagte er. »Warum hat man mir das Akoluthorum gelassen, wenn es für euch so wichtig ist?«
»Es wird dir schon noch abgenommen, keine Sorge«, sagte Mithra. »Und zwar dann, wenn deine Schuld bewiesen ist.«
»Meine Schuld?«
»Du bist im Besitz des Mantels!«, sagte sie. »Des Mantels, den Manak einst erfunden hatte, um die Skianer zu besiegen. Doch er wurde verraten. Der Mantel, der dazu dienen sollte, in die Flammenwelt der Skianer abzutauchen, ging verloren. Er wurde, wie wir glaubten, den Skianern in die Hände gespielt. Und zwar von Rano, dem Verräter.«
»Nichts dergleichen ist geschehen«, sagte Taro. »Manak starb auf unserer Kolonie. Es ist noch nicht lange her. Und den Mantel habe ich an mich genommen, so wie das Akoluthorum. Ich habe es zur Botin des erloschenen Reiches gebracht.«
»Lügner!«, fuhr Mithra ihn an. »Wenn du wirklich bei der Hüterin warst, warum hast du ihr dann nicht das Akoluthorum überlassen?«
»Weil ich bei ihr blieb!«, rief Taro. »Diese Krieger haben mich aus ihrem Schiff entführt. Sie haben die Hüterin angegriffen!«
»Wenn das stimmen würde …« Mithra bäumte sich auf, doch dann fiel sie wieder in sich zusammen: »Das wird uns keiner glauben.«
»Du traust diesem Bahmastro nicht«, vermutete Taro. Er wusste nicht, wie er auf diesen Gedanken kam. Hatte er sich von den Menschen die Fähigkeit angeeignet, hinter die Lautsprache zu blicken?
»Ich traue dem Bahmastro in der Tat nicht«, erklärte Mithra. »Er ist der Zweite der Weisen, doch er drängt sich mehr und mehr in den

Vordergrund. Bei vielen Sitzungen geriert sich er als Wortführer. Er nutzt das Alter und die Schwäche des Elatorus, um seine Macht zu festigen.«

»Deswegen hast du dich also für mich eingesetzt«, stellte Taro fest. »Nicht, weil du mir glaubst, sondern weil du ihm misstraust.«

»Ich traue kaum noch jemandem«, sagte sie und blickte Taro streng an. »Und auch du verbirgst etwas!«

Taro wusste nicht, was er darauf sagen sollte. Erneut überlegte er, ob er ihr gestehen sollte, dass sein Vater tatsächlich ein Ankrile war, dass er Rano hieß und dass er schon seit vielen Jahren nicht mehr lebte, weil man ihn tot im All treibend gefunden hatte.

»Doch der Mantel«, überlegte Taro laut, »wieso ist er etwas Besonderes?«

»Das fragst du?«, wunderte sich Mithra. »Du musst doch längst erkannt haben, dass er etwas Besonderes ist.«

»Natürlich ist er das«, antwortete Taro. »Er ist aus der Haut eines Eponen gewonnen.«

»Aus der Haut eines Eponen?«, fragte Mithra bestürzt. »Weißt du denn wirklich nicht …«

In diesem Moment ertönte ein Gong, der von den Wänden widerhallte, so als pflanze er sich durch das ganze Gebäude fort, in dem Taro sich befand.

»Was jetzt?«, wollte Taro wissen.

»Das Zeichen«, sagte Mithra. »Unsere Zeit ist um.«

»Aber wir haben noch gar nicht besprochen, was nun geschehen soll«, stellte Taro bestürzt fest.

Mithra schien nicht sonderlich beeindruckt und musterte Taro von oben bis unten. Plötzlich kam er sich klein und unbedeutend vor, und er erkannte, dass Mithra kein Interesse an ihm hatte. Nur weil sie gegen diesen Bahmastro aufbegehrte, bedeutete das noch lange nicht, dass sie auf seiner Seite war.

Taro war sich sicher, dass Mithra ihre eigenen Ziele verfolgte. Und er war für sie nur ein wertloses Bauernopfer.

*

Stets, wenn Dana auf ihr Pad sah, fiel ihr Blick auf das Medo-Armband, das ihre Körper- und Neuralfunktionen aufzeichnete und umgehend an die Krankenstation weiterleitete.

Dass Ash besorgt war, war verständlich. Ihr missfiel nur der Gedanke, dass Ash auf diese Weise auch jede Gemütsregung mitbekommen würde, sobald sich ihr Puls während der Besprechung beschleunigte.

Und Dana hatte die Befürchtung, dass es so manche Gründe für einen erhöhten Pulsschlag geben würde.

Dana hatte absichtlich eine Besprechung nur im kleinen Kreis anberaumt. Es waren lediglich Commodore Taglieri, Captain Mulcahy,

Commander Wynford und Commander Austen anwesend.

»Kann uns Romana Hel'gara irgendwie weiterhelfen?«, wollte Commodore Taglieri wissen.

»Wie kommen Sie auf Romana Hel'gara?«, wollte Dana wissen.

»Es heißt, sie war in diesen unsäglichen Vorfall verstrickt«, erläuterte Taglieri.

Dana seufzte auf. »Romana Hel'gara hat diesmal mit der Angelegenheit tatsächlich nichts zu tun. Sie war zufällig dort, und sie konnte sich offenbar dank ihrer Gestaltwandlerfähigkeiten vor dem Angriff der Fremden schützen.«

»Das behauptet sie«, sagte Taglieri, und Dana konnte ihm noch nicht einmal verübeln, misstrauisch zu sein.

»Wenn man die Besatzung so reden hört, glaubt kaum jemand daran, dass die Wanagi unschuldig ist«, sagte Commander Wynford.

Wenn Ash jetzt Danas Puls überprüfte, so war sich Dana sicher, würde er feststellen, dass er in die Höhe schnellte. Die um sich greifende Feindseligkeit gegenüber Romana Hel'gara drohte zum ernsten Problem zu werden. Wenn Vorurteile erst einmal Allgemeingültigkeit erhielten und gesellschaftlich akzeptiert wurden, entwickelten sie oft eine hochgefährliche Eigendynamik, deren Folgen unberechenbar und nicht auszudenken waren. Dana erkannte, dass sie dieses Problem nicht länger ignorieren konnte, auch wenn sie nicht wusste, wie sie dagegen ankommen sollte. Gegen Vorurteile war kein Kraut gewachsen, selbst Vernunft und klare Fakten erwiesen sich oftmals als vollkommen wirkungslose Waffen.

»Im Moment gehe ich davon aus, dass Romana Hel'gara nichts mit dem Überfall zu tun hatte«, sagte Dana. »Die Fremden benötigten ihre Hilfe nicht. Es gab keinen Grund für Romana Hel'gara, sich dort zu zeigen.«

»Zumindest keinen uns ersichtlichen Grund«, fügte Commander Wynford hinzu. Dana musterte die Waffenoffizierin. Sie mochte Commander Wynford, insbesondere, nachdem sie Jane Wynford in der zweiten Zeitlinie kennengelernt hatte. Damals war Dana nicht ihre Vorgesetzte gewesen, und Jane Wynford war nur eine ältere Dame gewesen, die sich um ihren Enkel sorgte.

Doch die offensichtliche Feindseligkeit, die Commander Wynford nun gegenüber Romana Hel'gara an den Tag legte, offenbarte einen unangenehmen Wesenszug von ihr. Und das ausgerechnet bei einer Frau, die aufgrund ihrer Space-Soap-Romane – in denen es fast immer um Romanzen zwischen Erdenfrauen und außerirdischen Liebhabern ging – weltberühmt geworden war.

»Keiner der Eindringlinge machte einen Versuch, ein Akoluthorum an sich zu bringen«, stellte Captain Mulcahy nüchtern fest.

Dana nickte. »Und das, obwohl sie mir meines nur hätten abnehmen brauchen. Ich hätte es nicht verhindern können.«

»Könnte es sein, dass die Fremden das Akoluthorum nicht bemerkt haben?«, warf Commander Austen in die Runde. »Immerhin tragen Sie

ihres ja unter ihrer Uniform.«

»Schwer zu sagen«, überlegte Dana laut. »Es ist kaum vorstellbar, dass sich fremde Wesen, die es auf Akoluthoren abgesehen haben, auf die STERNENFAUST begeben, und dann tatsächlich nur ein Akoluthorum in ihren Besitz bringen, obwohl noch zehn andere an Bord gewesen wären.«

»Zumal sie auch Taro nicht benötigt hätten«, fügte Commander Austen hinzu. »Sie hätten ihm das Akoluthorum entwenden und verschwinden können.«

Dana holte tief Luft. »Wie auch immer, wir können nur raten. Möglich, dass die Fremden es auf Taro abgesehen haben. Auch möglich, dass sie nur sein Akoluthorum wollten, und er die Verfolgung aufgenommen hat.«

»Womit?«, wollte Commander Wynford wissen. »Sein Epone ist doch offenbar tot oder verschwunden oder so etwas.«

»Vielleicht hat er einen neuen?«, sagte Taglieri. »Unser einziger Eponenexperte an Bord war Taro.«

»Die Frage ist letztlich, was wir als nächstes tun«, sagte Dana.

»Wenn die Fremden es auf die Akoluthoren abgesehen haben, besteht eine gute Möglichkeit, dass sie zurückkehren.«

»Die Crew sollte sich daher mit Nadlern bewaffnen«, schlug Commander Wynford vor, und Dana musste ihr recht geben.

»Es gäbe auch die Möglichkeit, dass wir uns vorerst im HD-Raum verbergen«, schlug Taglieri vor.

»Dann hat Taro gar keine Chance, zu uns zurückzufinden«, widersprach Austen.

»Andererseits haben wir noch immer zehn Akoluthoren«, wandte Captain Mulcahy ein. »Und jede Menge Feinde, die es darauf abgesehen haben. Der Einzige, der den Tenebrikonern Gegenwehr leisten konnte, ist verschwunden. Ein Rückzug in den HD-Raum erscheint mir daher nicht unsinnig.«

»Und dann?«, fragte Commander Wynford. »Wollen wir im HD-Raum warten, bis … ja, bis was passiert?«

»Natürlich sollten wir die Suche nach Taro fortsetzen«, erwiderte Captain Mulcahy ruhig. »Aber in einem Shuttle.«

Dana war der Idee nicht abgeneigt, zumal ein Shuttle ebenfalls in den HD-Raum wechseln konnte.

»Ein Shuttle verfügt nicht über die Ortungsgeräte wie die STERNENFAUST«, gab Commander Austen zu bedenken.

»Den Akoluthoren-Scanner können wir mitnehmen«, erklärte Mulcahy, »und die meisten Scans laufen ohnehin über Orbitalsonden, die ihre Daten nur auf die Schiffssysteme übertragen.«

»Der Akoluthoren-Scanner dürfte uns eine große Hilfe sein«, fügte Austen hinzu, »wenn wir ihn konkret auf das Akoluthorum von Taro einstellen.«

»Wie nah müssen wir an das Akoluthorum heran, damit der Scanner reagiert?«, wollte Dana wissen.

»Darüber gibt es leider keine präzisen Fakten, und es ist auch von Akoluthorum zu Akoluthorum unterschiedlich. Wenn wir auf Nummer sicher gehen wollen, muss sich das Shuttle wohl in der Nähe eines Planeten befinden, damit wir bestätigen können, dass sich Taro dort befindet.«

»Also beginnt erneut eine Planetensuche«, seufzte Dana.

»Wir können nur hoffen, dass die Fremden nur ihre Heros-Eponen verwendet haben. Dann ist ihre Reichweite begrenzt.«

»Leider ist das nicht ganz korrekt«, wandte Captain Mulcahy ein. »Ich habe mich mit Taro darüber unterhalten. Ein Heros-Epone benötigt Pausen und Planeten, auf denen er rasten kann. Doch wenn davon genügend vorhanden sind, sind seiner Reichweite kaum Grenzen gesetzt.«

»Von der Möglichkeit, dass die Fremden über ähnliche Transporterportale verfügen wie die Skianer, gar nicht zu reden«, ergänzte Commander Wynford.

»Und diese Reichweite erweitert sich in diesem Fall von Minute zu Minute«, erklärte Dana. »Wir sollten daher wohl mehr als nur ein Shuttle auf die Suche schicken.«

»An wie viele Shuttles haben Sie gedacht?«, wollte Taglieri wissen.

Dana zuckte unwillkürlich mit den Schultern. »Im Idealfall wohl so viele, wie wir losschicken können. Ich werde mich auf das Shuttle begeben, welches das System anfliegt, das wir heute früh bereits angepeilt haben.«

Für einen kurzen Augenblick herrschte betretenes Schweigen, und alle starrten Dana fassungslos ins Gesicht.

Schließlich räusperte sich Taglieri.

»Kommt nun wieder die alte ›Ihr Platz ist auf der Brücke‹-Debatte?«, kam ihm Dana zuvor. Sie hatte keine Lust, im HD-Raum herumzusitzen und auf spärlich hereintröpfelnde Informationen zu warten.

»Nun, wenn Sie so direkt fragen«, begann Taglieri und warf seine Stirn in Falten, »dann zähle ich kurz die Fakten auf. Sie sind zum einen tatsächlich die Kommandantin, deren Platz auf der Brücke ist. Zugleich gelten Sie in dieser Galaxie als die wichtige Botin des erloschenen Reiches, und Sie sind ein Dodekor. Sie sind also in doppelter Hinsicht ein wichtiges Ziel für alle möglichen Angreifer. Und Sie sind gerade Opfer eines Angriffs geworden, und Sie befinden sich bereits gegen den medizinischen Rat des Schiffsarztes hier im Besprechungsraum, obwohl Sie sich eigentlich schonen sollten. Sie sind mit ein Grund dafür, dass sich die STERNENFAUST in den HD-Raum zurückzieht.«

»Mit anderen Worten«, sagte Commander Wynford, »Sie wollen uns doch allen ersparen, dass der Senat eine Schnellkonferenz einberuft und Ihnen diese Entscheidung abnimmt.« Die englische Offizierin hob die Augenbrauen und fügte ein leicht ironisches »Ma'am« hinzu.

Dana durfte gar nicht daran denken, welche Pulswerte Ash im Moment empfangen würde. Sie holte tief Luft und sagte: »Na gut.«

Commander Wynford lächelte leicht, wofür Dana ihr einen finsteren

Blick zuwarf. »Captain Mulcahy«, sagte Dana schließlich, »stellen Sie acht Shuttleteams zusammen.«

»Ich würde Shuttle Eins gerne selbst kommandieren«, sagte er.

Dana nickte. *Es reicht, wenn ich hier bleibe*, ging es ihr durch den Kopf.

*

Taro kehrte mit Mithra in die Halle zurück. Er hatte keine Ahnung, was er zu tun hatte, also hielt er sich einfach in Mithras Nähe auf. Als sie jedoch wieder an den Rand zurückwich, blieb er in der Mitte des Raumes stehen.

»Ist der Pek'hu in alles eingeweiht?«, wollte der Elatorus wissen. Er hatte sich diesmal nicht erhoben.

Taro vermutete, dass er mit dem Begriff Pek'hu gemeint war, also sagte er: »Viel Zeit war nicht gerade!«

Erneut geriet Bewegung in die Anwesenden, auch wenn offenbar niemand auch nur zu flüstern wagte.

»Ich dachte, der Pek'hu sei hinreichend instruiert worden, Patro!«, rief der Bahmastro.

»Fast alle unserer Gebräuche sind ihm vollkommen fremd«, erklärte Mithra.

»Dann ist er kein Ankrile?«, wollte der Elatorus wissen.

»Ich bin ein Ankrile!«, rief Taro. »Bei meiner Ausbildung blieb nur nicht die Zeit, alberne Riten zu lernen.«

»Ich denke, das genügt«, sagte der Bahmastro.

Taro konnte sehen, wie Mithra den Blick abwendete. Dennoch bereute er nichts. Diese Fremden hatten ihn entführt und erwarteten das Einhalten von wirren Regeln, die sie ihm nicht erklärt hatten. Er weigerte sich, ihre Autorität anzuerkennen. Sie würden ohnehin mit ihm tun, was sie seit Langem beabsichtigt hatten.

»Sei nicht dumm, du Idiot!«, hörte Taro eine Stimme in seinem Geist.

»Mithra?«, fragte Taro nach. *»Ich dachte, du beherrscht die Geistsprache nicht.«*

»Ich sagte, sie ist primitiv. Nicht, dass ich sie nicht beherrsche. Und nun sei endlich still.«

»Was ist mit meinem Anti-Band, das ich um den Hals trage?«

»Habe ich deaktiviert«, kam die Antwort.

»Nicht schlecht!«

»Wenn du dich umbringen willst, hättest du keinen Patro gebraucht.«

Taro überlegte, dass er auch keinen Patro gebraucht hätte, wenn man ihn nicht gegen seinen Willen verschleppt hätte.

Auf der anderen Seite war es wohl wirklich klüger, das Spiel zunächst einmal mitzuspielen. Taro war sich sicher, dass Dana Frost bereits alles in Bewegung setzte, um ihn zu finden und dass sie bereits ein Rettungsteam losgeschickt hatte, das nach ihn suchte. Wenn es jemandem gelingen würde, ihn hier herauszuholen, dann der Botin des

Erloschenen Reiches.

Nachdem Taro für einen längeren Zeitraum geschwiegen hatte, schienen sich alle im Saal ein wenig beruhigt zu haben.

Der Elatorus fuhr fort: »Wir lautet das Indikum, das der Pek'hu dem Zirkel zu sagen hat?«

»Das Indikum ist das Anerkennen jeglicher Schuld!«, sagte Mithra feierlich.

Taro glaubte, sich verhört zu haben. »Ich erkenne überhaupt nichts an!«, rief er erbost.

»Halt den Mund, du Idiot!«, hörte Taro in seinem Geist, doch er ignorierte sie.

»Da habt Ihr es gehört, Elatorus!«, rief der Bahmastro und deutete auf Taro. »Er versündigt sich am Zirkel.«

»Da hat der Bahmastro vollkommen recht«, rief Taro. »Ich erkenne den Zirkel nicht an! Ich erkenne niemanden an, der mich entführt und mich nun zur Anerkennung irgendeiner Schuld zwingt, bevor ich mich dazu überhaupt äußern konnte. Ihr seid schlimmer als alle Skianer und Tenebrikoner zusammen. Die nehmen sich, was sie wollen. Sie verstecken sich nicht hinter Riten, um einen feigen Mord in etwas Legales zu deuten.«

»Dann lässt du uns in der Tat keine andere Wahl«, erklärte der Elatorus.

»Ich berufe das Recht des Sponsiathums«, rief Mithra.

»Wenn du jetzt nicht still bleibst, bringen sie mich auch um«, hörte Taro die Stimme von Mithra in seinem Kopf.

»Was soll das heißen?«, fragte Taro verwirrt nach.

»Es heißt, dass du nicht nur dich ins Verderben reißt, wenn du nicht still bleibst, sondern auch mich!«

»Dafür ist es zu spät«, erwiderte der Bahmastro. Offenbar wollte er all das zu einem schnellen Ende bringen. Und Taro ärgerte sich, dumm genug gewesen zu sein, ihm dafür auch noch Munition zu liefern.

Taro musste an seine Mater denken. Sie hatte ihm nicht selten vorgeworfen, hitzköpfig zu sein und die Konsequenzen nicht zu bedenken. Damals, als er sich mit Nier angelegt hatte, einem bulligen Raufbold, jedoch dummerweise der Sohn eines angesehenen Heilers, war er nicht viel anders gewesen.

Seufzend dachte Taro an all die zurück, die noch immer auf Karol waren und auf eine Rettung durch ihn warteten. Er dachte an Cana, an Jinu – sogar an diesen Maulhelden Nier.

Und jetzt hatte er durch sein Verhalten nicht nur sich, sondern auch alle anderen, die ihm wichtig waren, in Gefahr gebracht. Denn das Überleben dieser Karolaner hing davon ab, dass die Botin des Erloschenen Reichs das Kosmische Panthesaurum fand. Und dafür benötigte sie alle zwölf Akoluthoren.

Und nun gefährdete er offenbar auch noch Mithra, die sich für ihn eingesetzt hatte und deren Leben nun ebenfalls von seinem Verhalten abhing.

»Für das Sponsiathum ist es erst zu spät, wenn das Urteil gefällt wurde«, widersprach Mithra.

»Ich bin mir nicht sicher, ob das eine gute Idee ist«, übersandte ihr Taro seine Zweifel mittels Geistsprache.

»Sei endlich still!«, hörte er ihre Stimme in seinem Kopf. *»Die Geistsprache ist bei uns ein Tabu. Sie gilt als schamlos. Dennoch könnte sich in den Reihen der Krieger ein Geistlauscher befinden, der uns dabei erwischt.«*

Taro presste seinen Atem geräuschvoll durch die Nasenlöcher und nahm sich fest vor, von jetzt an nur noch untätig abzuwarten. Doch eines war ganz sicher: Egal, was dies für Mithra bedeutete, er würde sich nie und nimmer kampflos ergeben.

»Wenn sie das Sponsiathum fordert«, rief der Bahmastro, »dann soll sie es bekommen. Doch die Verfehlungen des Pek'hu sind zu weitreichend, um sie ungesühnt zu lassen. Es stellt sich ohnedies die Frage, ob die Schmach, die der Pek'hu verbreitete, nicht auch auf den Patro zurückfällt. Das Sponsiathum kann daher nur bewilligt werden, um im Anschluss das Urteil an ihr zu vollstrecken.«

»Euer Eifer befremdet mich, Bahmastro«, erwiderte der Elatorus. Er blickte den Ankläger dabei nicht an.

»Was jetzt?«, platzte es aus Taro per Geistsprache heraus, wofür er einen strengen Blick von Mithra erntete.

»Doch du hast recht«, führte der Elatorus aus. »Die Anschuldigungen wiegen schwer, und das Verhalten des Beschuldigten ist nicht tolerierbar. Doch ich bin bereit, Mithra die Gnade zu gewähren, ihren Antrag auf das Sponsiathum zurückzuziehen.«

»Das habe ich nicht vor«, rief Mithra und hob ihre Brust. »Vielmehr stelle ich einen Antrag auf das Pon'Erudiro!«

»Lächerlich!«, rief der Bahmastro.

»Ist das so?«, fragte der Elatorus und wandte seinen Kopf nur leicht in die Richtung des Bahmastro, um zu zeigen, dass er mit ihm sprach. »Hast du nicht immer wieder betont, wie schwer all das hier wiegt?«

Mithra erwiderte nichts, und auch Taro verhielt sich still, obwohl ihn unzählige Fragen beschäftigten.

»Erkläre deinen Antrag!«, forderte der Elatorus sie auf.

»Das Schicksal von Manak berührt unseren Zirkel noch immer, obwohl sein Tod Jahre zurückliegt«, erklärte Mithra.

»Wir wissen, was mit Manak geschah«, sagte der Bahmastro hochmütig. »Er wurde verraten und ermordet.«

»Wir wissen dies, in der Tat«, sagte Mithra und beugte ihr Haupt. »Wir wissen es, weil der Rat des Zirkels dies so entschieden hat. Doch das Fundament für dieses Wissen, die Beweise und Fakten, waren leider nicht so zahlreich, wie sich dies mancher gewünscht hätte.«

»Das ist irrelevant«, rief der Bahmastro auf.

»Es ist irrelevant, wenn es darum geht, dieses Wissen als die Wahrheit anzuerkennen«, bestätigte Mithra. »Doch wenn Fakten und Beweise spärlich sind, werden sie zu einem wertvollen Gut. Besonders

dann, wenn sie sich um eine so tief gehende und wichtige Wahrheit ranken. Die Gefahr, Fakten und Beweise zu verlieren, wiegt in diesem Fall schwerer als die Gefahr, die darin begründet ist, dass der Rat über einen Frevel in der Zirkelstätte hinwegsieht.«

»Über einen solchen Frevel wurde noch nie hinweggesehen«, widersprach der Bahmastro. »Die Schuld, die der Pek'hu vor den Augen aller auf sich lud, ist zu groß.«

»Diese Schuld wurde halbiert, als ich sein Sponsiathum wurde«, widersprach Mithra.

»Das ist ein sehr ungewöhnlicher Gedankengang«, äußerte sich der der Elatorus.

Erneut fragte sich Taro, ob er wie die Menschen die verschiedenen Sprechweisen der Fremden deuten sollte, um auf ihre Intentionen Rückschlüsse zu ziehen. Der Elatorus hatte sehr langsam gesprochen, so als würde er über die Argumente von Mithra nachdenken und sie in Erwägung ziehen.

»Vor fünf Jahren wurden die Nola-Zwillinge angeklagt, versucht zu haben, über das Nullum unser Akoluthorum an die Skianer zu schmuggeln«, fügte Mithra an.

Taro spürte, wie seine Hände zu zittern begannen.

Vor etwa einem Monat hatte Commander Jake Austen ihm die Frage gestellt, was ihm »auf den Nägeln brenne«. Taro hatte mit dieser Redewendung nichts anfangen können.

Was sollte »auf den Nägeln brennen?« bedeuten? Zwar hatte ihm Austen erklären können, was die Redewendung bedeutete, aber er wusste selbst auch nicht, woher sie stammte und weshalb man ausgerechnet diese merkwürdige Wortwahl verwendete.

Doch jetzt glaubte Taro, ein Gespür dafür zu entwickeln, was diese Formulierung wirklich besagte. Die Fragen, die durch seinen Kopf schossen, brannten ihm tatsächlich »auf den Nägeln«.

Die Fremden hatten gerade zugegeben, über das letzte Akoluthorum zu verfügen.

Das letzte Akoluthorum!

Wenn es Dana Frost gelang, auch dieses Akoluthorum in ihren Besitz zu bringen, dann hatten sie es geschafft. Dann hatten sie alle zwölf Amulette gefunden! Und mit ihnen eine Möglichkeit, das Gleichgewicht der Kräfte wieder herzustellen und die Anti-Prana-Energie für alle Zeiten zu vertreiben.

»Das war etwas anderes«, fuhr der Bahmastro dazwischen, doch der Elatorus brachte ihn mit einer ungeduldigen Handbewegung zum Schweigen.

»Die Regeln des Zirkels gelten auch für dich, Bahmastro«, sagte der Elatorus streng. »Der Patro ist gerade in einer Argumentationsführung und darf nicht unterbrochen werden.«

Der Bahmastro weitete seine faustgroßen Augen. Taro fragte sich, ob dies ein Zeichen der Ehrerbietung, der Reue oder der Verärgerung war.

»Einer der beiden Pek'hus verletzte die Heiligen Riten«, sagte Mithra.

»Doch ihre Schuld war eine untrennbare Einheit, also hätten sie beide hingerichtet werden müssen. Doch die Schuld traf nur einen der beiden Nola-Zwillinge, und das Wissen der Pek'hus über die Skianer war zu bedeutend. Eine Abwägung erfolgte, und man beschloss, weiter Beweise zu sammeln.«

Als der Elatorus schwieg, und der Bahmastro es nicht wagte, erneut die Stimme zu erheben, fügte Mithra hinzu: »Ich bitte daher den Vorsitzenden des Zirkels, hier ebenso zu verfahren.«

»Nun gut«, erwiderte der Elatorus. »So wollen wir die Beweise hören. Ich hoffe nur, du hast keinen Fehler begangen und bereust dein Begehr nicht.«

»Das hoffe ich auch«, gab Taro erneut per Geistsprache zu verstehen.

»Ich bereue es jetzt schon«, vibrierte die wütende Geiststimme im Verstand von Taro.

»Warum hast du es dann getan?«, wollte Taro wissen, der aus alldem noch immer nicht schlau wurde. *»Zumal ich durch dich ohnehin schon jegliche Schuld anerkannt habe.«*

»Du wirst es schon noch erfahren«, wehrte Mithra ab. *»Glaube mir, wir werden noch viel Zeit haben, uns zu unterhalten. Noch sehr viel Zeit.«*

Taro verstand gar nichts mehr. Mehrfach fragte er bei Mithra nach, was sie mit ihren letzten Gedanken ausdrücken wollte, doch er konnte spüren, dass sie seine Geistsprache abblockte und nicht mehr bereit war, mit ihm auf diese Weise zu kommunizieren.

*

»Captain?«, sagte Ashley Briggs zu Captain Mulcahy, der gerade auf dem Weg zu seiner Shuttlemission war und der Lieutenant Commander Mutawesi die letzten Anweisungen gab. »Darf ich Sie kurz sprechen?«

Mulcahys Shuttlecrew bestand aus Lieutenant Commander Robert Mutawesi, der die Waffenkonsole übernehmen sollte, Colonel Yefimov, der ein Team von fünf Marines kommandierte, Shuttlepilot Lieutenant Gerard Rodin und Turanagi, von dem sie hofften, er würde vielleicht mentalen Kontakt zu Taro herstellen können.

Mulcahys Shuttle flog das zwei Lichtjahre entfernte System an, von dem man sich die größte Wahrscheinlichkeit ausrechnete, die Angreifer und Taro zu finden.

»Das wäre alles, Commander«, sagte Captain Mulcahy zu Mutawesi und wandte sich an Ashley. »Ja, Lieutenant?«

»Denken Sie nicht, Romana Hel'gara sollte Sie begleiten?«, kam Ashley gleich zur Sache.

Captain Mulcahy war bekannt dafür, dass ihn nichts aus der Ruhe brachte, und er wurde auch jetzt seinem Ruf gerecht. Er verzog noch nicht einmal die Augenbrauen. »Darf ich fragen, wie Sie auf diesen Vorschlag kommen, Lieutenant?«, wollte er wissen.

»Aufgrund der besonderen Umstände«, erwiderte Ashley.

»Offensichtlich war Romana Hel'gara die Einzige, die ihren Körper schnell genug schützen konnte, wodurch sie dem Angriff der Fremden widerstehen konnte.«

Mulcahy nickte. »Wir haben zusammen mit Colonel Yefimov sechs Marines an Bord, welche die modernsten Raumanzüge der STERNENFAUST III verwenden. Diese Anzüge verfügen über eine Kunstdiamantlegierung. In etwas Widerstandsfähigeres kann sich wohl auch Romana Hel'gara nicht verwandeln.«

»Soweit wir von Doktor Tregarde wissen, senden die Fremden eine Art Mentalimpuls aus. Er ist das eigentlich Heimtückische an dem Angriff, nicht der Schlag mit einem Kampfstock.«

Ashley erkannte, dass Mulcahy die Augen ein klein wenig zusammenzog.

»Haben Sie wirklich nur das Wohl der Besatzung des Shuttles im Sinn?«, wollte er wissen.

»Worauf wollen Sie hinaus?«, fragte Ashley, ohne aus seiner Verärgerung einen Hehl zu machen. Natürlich wusste er, was ihm der Captain unterstellte, aber er wollte ihm nicht ersparen, es aussprechen zu müssen.

»Es liegt Ihnen etwas an Romana Hel'gara«, sagte Captain Mulcahy unumwunden. »Sie glauben wahrscheinlich, es hilft ihrem Ansehen, wenn die Wanagi an der Mission teilnimmt.«

»Was spricht dagegen?«, fragte Ashley. »Mich ärgert dieser Einwand. Umgekehrt könnte ich Sie fragen, ob Sie nur deshalb auf ein wertvolles Crewmitglied verzichten, damit es weiterhin an Bord dieses Schiffes eine Außenseiterrolle spielt.«

»Wenn ich dazu auch etwas sagen dürfte«, mischte sich Lieutenant Commander Mutawesi ein, der das Gespräch verfolgt hatte.

Mulcahy nickte ihm zu, während Ashley unwillkürlich die Mundwinkel verzog. Mutawesi hatte ihm gerade noch gefehlt. Es wusste jeder an Bord, dass er gegenüber Außerirdischen Vorbehalte hatte. Und zwar keineswegs nur dann, wenn es sich um Spinnenwesen handelte.

»Ich denke, Romana Hel'gara sollte uns begleiten«, sagte Mutawesi zur großen Überraschung von Ashley.

Auch Mulcahy hatte mit Mutawesis Reaktion offenbar nicht gerechnet, auch wenn er sich dies nicht anmerken ließ. Er sagte jedoch: »Wir müssen Romana Hel'gara nach wie vor als Sicherheitsrisiko einstufen«, sagte er.

»Romana Hel'gara hat uns unzählige Male geholfen«, widersprach Ashley.

»Und sie hat uns an den Feind verraten«, widersprach der Captain.

»Weil sie unter den Einfluss dieses Akoluthorums geriet. Sie war nicht mehr Herr ihrer Sinne!«

»Gerade das macht es im Grunde noch schlimmer«, sagte Mulcahy, ohne die Stimme zu erheben. »Sie mag die besten Absichten haben. Doch was hilft uns das, wenn wir nicht ausschließen können, dass sie

erneut die Kontrolle über sich verliert. Wir bekommen es vielleicht abermals mit Skianern zu tun. Zugleich sind wir dem Ziel sehr nahe. Es könnte bei dieser Mission um das letzte noch fehlende Akoluthorum im Spiel gehen, von Taros Akoluthorum gar nicht zu reden. Romana Hel'gara konnte am Ende alle Erfolge zunichtemachen.«

»Und wir könnten alles verlieren, weil wir auf die einzige Person verzichtet haben, die nachweislich von den Angreifern nicht zur Strecke gebracht wurde«, sagte Mutawesi.

»Es geht in diesem Fall um Risikominimierung«, sagte Mulcahy.

»Um Risikoabwägung«, widersprach Mutawesi. »Im Grunde bin ich auch ein Risikofaktor. Ich bin ein Dodekor, lasse mein Akoluthorum aber auf der STERNENFAUST zurück, weil ich sichergehen will, dass es nicht in feindliche Hände fällt. Wer weiß, ob das Neuroserum von Doktor Tregarde lange genug wirkt, um mich vor den Ausfallerscheinungen zu bewahren. Vielleicht verliere ich irgendwann doch das Bewusstsein, weil ich zu lange von dem Akoluthorum getrennt war.«

»Und Sie denken wirklich, das Risiko ist größer, wenn wir Romana Hel'gara auf der STERNENFAUST zurücklassen?«, fragte Captain Mulcahy sowohl Ashley als auch Mutawesi.

Ashley zuckte mit den Schultern. »Romana Hel'gara ist eine Gestaltwandlerin. Sie kann sich unter die Fremden mischen, ohne aufzufallen. Sie kann sich schnell alle möglichen Sprachen aneignen. Sie kann die Angriffe vermutlich besser abwehren als die Marines.«

Mulcahy lächelte. »Ich werde die Kommandantin informieren, dass ich plane, Romana Hel'gara mitzunehmen«, sagte der Captain. »Natürlich hat Commodore Frost in dieser Angelegenheit das letzte Wort.«

»Natürlich«, erwiderte Ashley, während Robert Mutawesi nur nickte.

Mulcahy wandte sich ab, und Ashley flüsterte zum Waffenoffizier: »Ich danke Ihnen, Commander! Er freut mich, dass nicht alle …« Ashley suchte nach Worten, dann sagte er nur: »Viel Erfolg bei der Mission.«

»Danke«, brummelte Mutawesi. Er schien verärgert. »Allein die Mission ist wichtig«, fügte er noch hinzu.

»Sicherlich«, erwiderte Ashley, doch als er sich bereits abwenden wollte, sagte Mutawesi: »Sie hatten nicht damit gerechnet, dass ich mich für eine Teilnahme von Romana Hel'gara aussprechen würde.«

Ashley sah Mutawesi von der Seite an. »Ehrlich gesagt, ich dachte, ich sei der Einzige auf diesem Schiff, der Romana Hel'gara nicht für den leibhaftigen Teufel hält.«

»Das heißt, Sie wären auch überrascht gewesen, wenn sich zum Beispiel Bruder William für Romana Hel'gara ausgesprochen hätte?«

»Nun, vielleicht nicht gerade bei Bruder William …«

»Hmmm«, machte Mutawesi, und nickte.

»Vielleicht tue ich Ihnen unrecht, Commander«, sagte Ashley offen, »aber Sie hatten schon öfter Vorbehalte gegenüber außerirdischen

Spezies. Und nach Ihrer Biografie kann es Ihnen wohl auch niemand verdenken.«

»Sie halten mich also für xenophob«, stellte Mutawesi fest.

»Latent xenophob vielleicht«, erwiderte Ashley und wartete, wie sein vorgesetzter Offizier auf eine solche Anschuldigung reagieren würde. »Es tut mir leid, Commander. Sie hatten gefragt.«

»Sie müssen sich nicht entschuldigen«, sagte Mutawesi. Der Afrikaner wirkte nun sehr nachdenklich. »Im Gegenteil«, sagte er schließlich. »Ich bin Ihnen für diese offenen Worte sogar sehr dankbar.«

Als Robert Mutawesi sich entfernt hatte, stand Ashley noch eine Weile ratlos im Korridor und fragte sich, ob die mentalen Auswirkungen, die der Entzug des Akoluthorums auf die Dodekoren hatte, nicht doch unterschätzt wurden.

*

»Ich präsentiere dem Elatorus und dem Rat des Hohen Zirkels das erste Beweisstück«, sagte der Bahmastro.

Die Wand hinter ihm begann zu wabern, und langsam formte sich daraus eine Öffnung, aus der eine Person in grünen Gewändern schritt. Sie sah humanoid aus, wie Mithra.

Taro erkannte sofort, dass der Fremde seinen Eponenmantel auf den Händen trug.

Rat suchend blickte er Mithra an, doch sie erwiderte noch nicht einmal seinen Augenkontakt.

»Dies ist der Mantel, der einst Manak gehörte.«

»Hoher Elatorus«, rief Mithra. »Wir wissen, dass Manak vor vielen Jahren von Asuro ermordet wurde. Sein Sohn Rano floh mit dem Mantel. Er mag auf vielfältige Weise in die Hände dieses Mannes geraten sein.«

»Ich bitte den Hohen Elatorus, etwas zu demonstrieren!«, sagte der Bahmastro. Er klang nun ganz ruhig, fast freundlich, was Taro besonders misstrauisch machte.

»Die Bitte ist gewährt«, erklärte der Elatorus.

»Der Pek'hu soll vortreten«, rief der Bahmastro und hob den Kopf.

»Damit bin wohl ich gemeint«, flüsterte Taro mit seiner Geistsprache und erntete dafür ein zorniges *»Nun setze dich schon in Bewegung!«*

Ratlos schritt Taro nach vorne.

»Ergreife den Mantel!«, forderte der Bahmastro.

Taro sah sich für einen kurzen Moment um, dann zuckte er mit den Schultern und ergriff den Mantel.

Bis dahin war der Mantel nicht mehr als ein grauer Stofffetzen gewesen, ein knochentrockenes Etwas, das man normalerweise achtlos zur Seite werfen würde, wie das faserige, welke Blatt eines Baumriesen. Doch kaum dass Taro es berührt hatte, begann das Kleidungsstück, sich zu verändern.

Was gerade noch wie eine ausgetrocknete Tierhaut ausgesehen hatte, wurde plötzlich zu einem feinen schleierartigen Stoff, der kurz darauf wie kostbarstes Gewebe in einem leichten goldenen Schimmer leuchtete. Die Brosche, die üblicherweise den Stoff zusammenhielt, leuchtete rot auf.

Das Glimmen breitete sich bis auf Taros Akoluthorum aus, das ebenfalls reagierte und rot aufblitzte.

Dann verschwand das Leuchten seines Akoluthorums und seiner Brosche so schnell, wie es gekommen war. Doch übrig blieb ein immer noch beachtliches Kleidungsstück.

Nun breitete sich im Saal eine heftige Unruhe aus.

»Verdammter Mistkerl!«, ertönte plötzlich die Geiststimme von Mithra in Taros Kopf, und Taro wusste, dass er damit gemeint war.

»Ich weiß nicht, weshalb der Mantel das tut«, beteuerte Taro. Sein Herz begann zu rasen. »Aber was soll das Leuchten denn beweisen?«

»Mehr Beweise sind wohl nicht notwendig!«, rief der Bahmastro. »Dieser Mann hier ist der Sohn von Rano! Er hat von seinem Vater das Diebesgut geerbt. Doch nicht nur das. Er hat die Mentalsphäre, die Asuro einst Manak entwendet hatte, ebenfalls für sich vereinnahmt. Damit hat er sich wie sein Vater und sein Großvater des Mentalmordes schuldig gemacht.«

»Ist das wahr?«, wollte Mithra wissen. »Ist Rano dein Vater?«

Taro wusste nicht, was er sagen sollte. »Ich habe diesen Mantel in einem Schrank gefunden!«, rief er.

»Schweig!«, erwiderte der Bahmastro.

»Willst du mich vielleicht zweimal hinrichten?«, zischte Taro erbost zurück. »Ihr wollt angeblich die Wahrheit? Ja, mein Vater hieß Rano. Er starb im Weltall. Und er hat ganz sicher Manak nicht getötet. Manak war der Prinzipal meines Clusters auf Karol, und er starb erst vor Kurzem. Das ist die Wahrheit!«

»Deine Lügen werden dich nun nicht mehr retten«, erklärte der Elatorus. »Der Mantel hat dich der Lüge überführt.«

»Weil er geleuchtet hat?«, fragte Taro. Er verstand das alles nicht. »Weil ein Mantel leuchtet, beweist das, dass ich ein Mörder an einer Person bin, die angeblich ein gewisser Asuro getötet hat?«

»Beenden wir diese Schmach«, sagte der Bahmastro. »Wir wollen nicht noch mehr Lügengespinste hören, welche die heiligen Hallen des Zirkels entweihen.«

»Ich stimme dir zu«, sagte der Elatorus und erhob sich. »Mithra, du musst das Sponsiathum ehren und dich zu dem Pek'hu gesellen.«

»Ich beantrage das Nullendako!«, sagte Mithra ungerührt.

Für einen Moment schien es, als sei die Zeit im Saal stehen geblieben.

Alle starrten Mithra an, ohne sich zu regen. Auch Taro, allerdings aus anderen Gründen. Er fragte sich, was denn nun schon wieder das Nullendako sein sollte.

»Bist du dir dessen ganz sicher?«, wollte der Elatorus wissen.

»Elatorus …«, rief der Bahmastro, doch der Elatorus brachte ihn mit

einer energischen Handbewegung zum Schweigen.
»Bist du dir im Klaren darüber, was dies für dich und für deinen Pek'hu bedeutet? Bist du dir darüber im Klaren, was geschieht, wenn du scheiterst?«
»Ich bin mir darüber im Klaren«, sagte Mithra mit fester Stimme, die Mut und Entschlossenheit ausstrahlte.
Doch da war noch etwas, etwas, das Taro misstrauisch machte. Es schien ihm, als hätte es Mithra die ganze Zeit über auf das Nullendako abgesehen gehabt.
»Der Pek'hu ist ein Ankrile«, sagte der Elatorus. »Doch selbst das dürfte nicht reichen, um das Nullendako zu überstehen. Du jedoch, Mithra, bist noch nicht einmal das. Die Flammen des Geistes werden dich aufzehren und dir Qualen bereiten, die bis in alle Ewigkeiten währen, ohne dass es dir je gelingen wird, dich diesem Grauen zu entziehen.«
»Ich bin mir der Gefahr bewusst.«
Und ich bin hier mal wieder der Einzige, der keine Ahnung hat, was vor sich geht, überlegte Taro grimmig.
»Elatorus«, erwiderte nun der Bahmastro, und er klang plötzlich ganz anders als zuvor. Er klang fast zögernd. »Ich bitte um ein Veniatio!«
»Sprecht!«
»Auch wenn der Frevel der beiden unermesslich scheint, so dürfen wir doch nicht unbarmherzig sein. Sollen diese beiden jungen Wesen wirklich von der immerwährenden Qual des Nullums verzehrt werden? Ich glaube nicht, dass sich die beiden im Klaren darüber sind, was sie sich selbst auferlegen. Kein jugendlicher Leichtsinn sollte bis in alle Ewigkeiten mit unvorstellbaren Qualen bestraft werden. Kein Wesen in diesem Kosmos, nicht einmal Diabul von Kor'Aron, hätte das verdient.«
»Ich stimme dir zu, Bahmastro«, erklärte der Elatorus. »Doch das Gesetz des Zirkels lässt mir keine Wahl.«
»Bedenke, dass Mithra nicht nur für sich, sondern auch für den Pek'hu spricht«, ließ der Bahmastro nicht locker.
Schön, dass sich noch jemand daran erinnert, dass mich die Angelegenheit auch betrifft, dachte Taro. »Ich schätze, es ist mir noch immer nicht gestattet, zu sprechen«, rief Taro dazwischen.
»Bist du wirklich so dumm, dass du nicht begreifst, wann du schweigen sollst?«, brüllte die zornige Geiststimme von Mithra in Taros Kopf.
»Gewähre Ihnen zumindest das Deliber'tempo«, klang die Stimme des Bahmastro fast flehentlich.
Das plötzliche Mitgefühl des Bahmastro war verwunderlich, und es verfehlte seine Wirkung auf Taro nicht. War das Nullendako wirklich so schlimm? Wenn es nur ein Ausflug ins Nullum war, dann fürchtete sich Taro nicht. Das hatte er bereits hinter sich. War das Nullendako etwas anderes?
»Das Deliber'tempo ist gewährt«, sagte der Elatorus. »Das Ritual beginnt, sobald der Mond Kol'orw die Wände der Festung des Zirkels in dunkle Blässe taucht.«

Mit diesen Worten erhob er sich und verließ seinen Platz. Nur der Bahmastro stand noch eine Weile dort und betrachtete Mithra mit seinen faustgroßen Augen.

Dann wandte auch er sich ab.

*

Man hatte Taro und Mithra in einen kleinen Nebenraum gebracht, der nur einige Ausbuchtungen enthielt, auf denen man sich niederlassen konnte.

Auf einer Platte an der gegenüberliegenden Wand stand ein Krug mit einigen Gefäßen. Da Taro Durst hatte, wollte er sich dorthin begeben und etwas trinken, als er unvermittelt einen harten Schlag auf der rechten Wange spürte.

»Lügner«, fauchte ihn Mithra an. »Du elender Lügner!«

Taro hatte den Schlag nicht kommen sehen. Er stürzte zu Boden, rollte sich seitlich ab, kam jedoch sofort wieder auf die Füße und griff Mithra an.

Mithra hatte mit dieser Gegenwehr offenbar ebenso wenig gerechnet, denn sein Schlag ließ sie schwanken.

Ohne sich zurückzunehmen schlug Taro zu, doch dann spürte er, wie zwei Hände seine Schultern packten, seinen Schwung ausnutzten und ihn brutal gegen die Wand wuchteten. Sein Hinterkopf dröhnte.

Taro wirbelte herum, doch ein Schlag auf seinen Kopf brachte ihn zum Taumeln. Er versuchte, mit seinen Beinen gegen Mithra zu stoßen und sie zu Fall zu bringen, doch Mithra nutzte genau diesen Moment, um sich herumzuwenden und den Halt seines anderen Beines zu lösen.

Taro verlor das Gleichgewicht, schlug erneut mit dem Hinterkopf heftig gegen die Wand und sah, wie sich seine Umgebung schwarz verfärbte, bevor er auf den Boden plumpste.

Im gleichen Moment spürte er einen schweren Druck auf seiner Brust. Es dauerte ein wenig, bis er begriffen hatte, dass es Mithra war, die auf ihm kauerte.

Dann explodierte erneut ein Schmerz in seinem Kopf, der seitlich verflog. Mithra hatte ihn mit der Faust geschlagen.

Taumelnd hob Taro die Hände, doch er hatte keinerlei Kontrolle mehr über sie, während Mithras Fäuste auf ihn einschlugen.

Er spürte noch, wie Blut aus seiner Nase lief, während er sagte: »Okay, du hast gewonnen!«

»Schwachköpfiges Kind«, fuhr ihn Mithra an.

Doch dann ließ sie von ihm ab.

*

Mühselig rappelte sich Taro hoch. Er blinzelte, und als er wieder klar

sehen konnte, erkannte er, dass ihm Mithra einen Becher mit Flüssigkeit hinhielt.

Taro war die Lust am Kämpfen und Streiten fürs Erste vergangen, also beschloss er, das unausgesprochene Friedensangebot anzunehmen.

»Ich muss verrückt gewesen sein, mich auf all das einzulassen«, sagte Mithra.

»Warum hast du es dann getan?«, wollte Taro wissen und nahm den Becher an die Lippen. Es war gewöhnliches Wasser, das auch noch schal schmeckte, aber es war dennoch genau das, was seine ausgetrocknete Kehle benötigte.

»Weil ich endlich Antworten haben möchte«, erwiderte Mithra.

»Da sind wir schon zwei«, sagte Taro.

»Es ist mir völlig gleichgültig, was du möchtest«, sagte Mithra. »Von mir aus versauerst du im Höllenfeuer des Nullum.«

»Warum bist du plötzlich so wütend?«, wollte Taro wissen.

»Das fragst du?«, fuhr ihn Mithra an.

Taro ging unwillkürlich einen Schritt zurück, weil er befürchtete, erneut einen Schlag von Mithra abzubekommen. Im Moment begann sein Gesicht bereits anzuschwellen, selbst das Trinken bereitete im Schmerzen. Er hatte ganz sicher kein Interesse daran, erneut mit Mithras Faust Bekanntschaft zu machen.

»Du hast mir nicht gesagt, dass du der Sohn von Rano bist«, fuhr Mithra ihn an.

»Ich wusste nicht, dass mein Vater der Sohn eines gewissen Asuro war«, erklärte Taro. »Ich habe ja selbst meinen Vater kaum gekannt.«

»Dennoch hättest du es mir sagen müssen«, warf ihm Mithra wütend vor.

»Warum? Weil du so offen zu mir warst?«

»Ich weiß nicht, worauf du hinauswillst!«

»Du hattest es die ganze Zeit über auf dieses Nullendako abgesehen.«

Mithra schien überrascht. »Das ist ja lächerlich«, sagte sie nur.

»Du weißt, dass ich recht habe!«, rief Taro. »Du wolltest mir nie beistehen. Du wolltest für dich etwas in Erfahrung bringen. Das ist die Wahrheit hinter deiner Großzügigkeit!«

»Ich bin dir keine Rechenschaft schuldig«, erklärte Mithra.

»Dann schulde ich dir auch nichts«, erwiderte Taro.

Er nahm einen erneuten Schluck aus seinem Becher und kauerte sich auf der anderen Seite des Raums gegen die Wand.

Was auch immer geschah, nun war es an Mithra, den ersten Schritt zu tun. Er hatte ihr nichts mehr zu sagen.



Allmählich verfärbte sich das Licht im Raum, und Taro fragte sich, ob es etwas mit dem Mondlicht zu tun hatte, das angeblich den Startzeitpunkt für das Nullendako festlegen sollte.

Taro hatte sich geweigert, mit Mithra zu sprechen. Dummerweise erwies sie sich als genauso stur wie er.

Längst war Taro klar geworden, dass Mithra ganz sicher nicht den ersten Schritt tun würde. Also sagte er plötzlich: »Glaubst du nicht, es wäre ganz gut, wenn du mir erklären würdest, was es mit diesem Nullendako auf sich hat?«

»Das spielt kaum eine Rolle«, sagte Mithra abwehrend.

»Sogar der Bahmastro schien beunruhigt«, sagte Taro.

»Glaube mir«, erwiderte Mithra, »der Bahmastro kümmert sich nur um eines: sich selbst.«

»Warum hat er dann ein Problem damit, dass wir dieses Nullendako machen?«

»Vielleicht befürchtet er, dass ich die Wahrheit herausfinde«, sagte Mithra. »Oder er hat Angst vor seinem schlechten Gewissen, wenn wir wirklich in den ewigen Qualen des Nullums versinken.«

»Den ewigen Qualen des Nullums?«, fragte Taro nach.

»Es ist nicht mehr als eine Legende«, wehrte Mithra ab. »Aber es wäre möglich, dass der Bahmastro wirklich daran glaubt.«

»Ich war bereits im Nullum«, erklärte Taro. »Aber es hatte nichts mit Qualen zu tun. Im Nullum wurden alle meine Wünsche erfüllt.«

»Das war nicht das Nullum«, wehrte Mithra ab. »Das Ritual der Ankrilen infiziert dich nur mit etwas Anti-Prana-Energie. Es führt zu Halluzinationen. Alles anderes ist lachhafter Budenzauber.«

»Und das Nullendako?«, wollte Taro wissen.

»Beim Nullendako verschmilzt du mit der Energie«, erklärte Mithra. »Du wechselst in eine andere Dimension, und nur wenige kehren daraus zurück. Die wenigen, die es dennoch schaffen, sind – so sagt es die Legende – der Lüge nicht fähig. Alles, was sie sagen, gilt als Wahrheit, die unumstößlich ist.«

»Das heißt also, wenn ich das Nullendako betrete und wieder herausfinde, kann ich sagen, wie es war, und man muss mich ziehen lassen?«

»So in etwa«, erwiderte Mithra. Sie schien daran gar kein Interesse zu haben.

»Du glaubst nicht, dass ich es aus dem Nullendako herausschaffe«, sagte Taro verwundert.

»Du!«, rief Mithra. »Du bist nicht einmal meinen Fäusten gewachsen.«

»Und was ist mir dir?«, wollte Taro wissen. »Du bist nicht einmal ein Ankrile!«

»Ich will nur die Wahrheit über Asuro herausfinden«, sagte Mithra. »Nichts weiter.«

Taro erkannte, dass hinter all dem noch mehr steckte, doch bevor er weiter fragen konnte, öffnete sich eine Wand.

Im ersten Moment konnte Taro die Gestalt nicht zuordnen, die im Eingang stand, doch dann erkannte er das Gesicht: Es war der Bahmastro.

»Bahmastro«, sagte Mithra mit wenig Wohlwollen in ihrer Stimme. »Willst du mich erneut überreden, den Tod zu akzeptieren und mich vom Nullum fernzuhalten?«

»Du hast deinen Willen mehr als deutlich gemacht«, erklärte der Bahmastro. »Doch ich kann dir noch etwas anderes anbieten. Dir und deinem Pek'hu!« Das letzte Wort hatte er nur noch leise ausgesprochen, so als sei er nicht sonderlich wichtig. Der Bahmastro würdigte Taro keines Blickes.

»Dann bist du nicht als Bahmastro hier, sondern als Femris«, sagte Mithra.

»Vielleicht nicht einmal als das«, erwiderte der Fremde und riss seine ohnehin riesigen Augen noch weiter auf. »Ich biete dir und deinem Schützling die Freiheit.«

»Das kommt allerdings unerwartet«, sagte Mithra.

»Ich kann euch helfen, von hier zu fliehen«, sagte Femris oder Bahmastro, oder wie auch immer das Wesen sich bezeichnet haben wollte.

»Wie willst du das anstellen, Femris?«, wollte Mithra wissen.

»Lass das meine Sorge sein«, erwiderte der Fremde. »Doch welche Optionen hast du noch? Du kannst deinen Antrag zurückziehen und in den sicheren Tod gehen. Oder du vollziehst das Nullendako, und tauchst ein in die ewigen Qualen.«

»Und das kümmert dich?«, fragte Mithra.

»Das tut es«, antwortete Femris.

Mithra hielt den Kopf schief, was offenbar eine beleidigende oder zumindest vorwurfsvolle Geste war, denn Femris schien unruhig zu werden.

»Wenn ich auch etwas sagen dürfte«, sagte Taro. »Jetzt, da offenbar alle Riten und Gebräuche für einen Moment pausieren und der Bahmastro sich als Femris mit einem sehr verlockenden Angebot zeigt, scheint der Frevel, mich anzuhören, wohl kaum mehr ins Gewicht zu fallen.«

»Dann sprich!«, forderte ihn Femris auf.

»Es geht hier um wesentlich mehr als nur um die Frage, was mit Manak, Asuro oder Rano wirklich geschehen ist. Ich bin auf einer Reise mit der Botin des Erloschenen Reiches, um die Akoluthoren zu finden. Kannst du nicht sehen, wie wichtig es ist, diese Mission zu erfüllen? Wie ich hörte, hütet auch der Zirkel ein Akoluthorum. Es muss unbedingt zur Botin gebracht werden.«

Taro verschwieg absichtlich, dass Dana Frost bereits über elf der zwölf Akoluthoren verfügte und dass ihr nur noch eines fehlte. Er setzte die STERNENFAUST bereits genug großen Gefahren aus, wenn er zugab, dass Dana Frost bereits mehr als nur ein Akoluthorum hatte.

»Du wirst das Akoluthorum niemals bekommen«, sagte Femris. »Du ahnst nicht, was geschieht, wenn die Akoluthoren wieder vereint werden.«

»Das Gleichgewicht wird wieder hergestellt«, erklärte Taro.

»Dummer Narr«, erwiderte Femris. »Ein absolutes Gleichgewicht existiert nur in der Leere. Das, was die andere Galaxie heimsuchte, wird sich auch hier ereignen. Prana- und Anti-Prana-Energie werden neutralisiert, und so wird es diese Galaxie. Das ist es, was die Botin des Erloschenen Reiches tun soll.«

Taro spürte, wie sein Herz raste. Sollte er diesen Unsinn wirklich glauben? Sollte das alles wahr sein?

»Für diese Wahrheit musste Manak einst sterben«, sagte Femris. »Und für diese Wahrheit müsst auch ihr sterben«, fügte er hinzu. »Doch ihr müsst für diese Wahrheit nicht ewig währendes Leid erfahren. Kein Wesen in diesem Kosmos sollte das jemals erleiden müssen. Daher rate ich euch: Nutzt mein Angebot. Ergreift die Flucht!«

»Um uns wie Verbrecher zu verkriechen?«, wollte Mithra wissen.

»Ich habe Freunde, die euch mit ihren Eponen mit sich nehmen können«, sagte Femris. »Sucht euch einen Ort, wo ihr vor den Tenebrikonern sicher seid. Und meidet diese Botin des Grauens. Sie hat bereits den Untergang über ihre eigene Galaxie gebracht. Nun will sie das gleiche mit der unseren tun.«

»Die Antwort ist nein!«, rief Mithra.

Taro sah es nicht ganz so. Wenn er hier rauskam, konnte er Kontakt mit der STERNENFAUST aufnehmen. Man konnte einen Plan entwickeln und somit vielleicht das letzte Akoluthorum an sich bringen.

»Dein Pek'hu scheint nicht überzeugt zu sein«, fügte Femris hinzu.

»Weil er naiv ist«, sagte Mithra. »In Wahrheit kannst du uns nicht gegen unseren Willen hier herausschaffen. Es dürfte selbst dann nicht einfach werden, wenn wir mitspielen. Im Moment bezweifle ich, dass wir, kaum dass wir geflohen sind, überhaupt irgendwo ankommen, das die Bezeichnung Sicherheit verdient. Wenn du eines in der Festung klargemacht hast, dann, dass du unseren Tod wünschst. Daher: Ich lehne dankend ab.«

Femris schüttelte den Kopf. »Ich hatte aufrichtiges Mitleid mit dir«, sagte er. »Doch dies ist nun vorüber.«

Mit diesen Worten verließ er den Raum. Hinter ihm schloss sich die Wand.

»Ich hoffe wirklich, du weißt, was du tust«, sagte Taro.

*

Die SF-1 erreichte das System, das man Quest getauft hatte. Es bestand aus sieben Planeten, wobei es sich bei Quest I bis III um reine Gesteinswelten ohne Atmosphäre handelte. Auf dem vierten Planeten gab es vereinzelte Siedlungen. Auf dem fünften Planeten konnte man Spuren von Vegetation, Berge, Steppen und auf den Scans ausgedehnte unterirdische Höhlensysteme erkennen. Über die Luftzusammensetzung hatte man bislang noch unzureichende Informationen.

»Der Akoluthoren-Scanner springt phasenweise an«, erklärte Mutawesi.

»Es ist offenbar nicht das Akoluthorum, das Taro gehörte«, fügte Romana Hel'gara hinzu.

»Darum kümmern wir uns später, im Moment jedoch hat Taro unsere oberste Priorität«, sagte Captain Mulcahy.

»Zumal es ohne Taro ohnehin unser vorletztes Akoluthorum wäre«, erklärte Mutawesi.

Cody hatte beobachtet, dass sich Mutawesi – offenbar ohne es selbst zu merken – automatisch an die Brust gefasst hatte, als er von dem Akoluthorum gesprochen hatte. Mutawesi vermisste es offenbar, denn er hatte es auf der STERNENFAUST zurücklassen müssen.

»Vielleicht können uns die Bewohner des Systems weiterhelfen«, vermutete Romana Hel'gara.

»Ich versuche, Kontakt zu Taro aufzunehmen«, meldete Turanagi.

»Funkspruch kommt herein«, meldete Rodin. »Eine Bildnachricht, die mit unseren Systemen kompatibel ist.«

»Auf den Kom-Schirm«, sagte Cody und richtete sein Augenmerk auf das rechte Wandpanel, auf dem in Shuttles üblicherweise Bildtransmissionen dargestellt wurden.

Als Cody das Bild von einem Wesen mit faustgroßen Augen und einem langen, dünnen Hals erblickte, musste er natürlich sofort an die Beschreibung der Angreifer denken, die sie von Romana Hel'gara, Ashley Briggs und Dana Frost hatten.

Cody warf Romana Hel'gara unauffällig einen Blick zu, worauf die Wanagi leicht nickte. Sie gab damit zu verstehen, dass es sich tatsächlich um einen Vertreter jener Spezies handelte, die Taro von der STERNENFAUST entführt hatte.

»Verschwinden Sie aus diesem System!«, erklang es aus dem Lautsprecher. Die Fremden nutzten die Sprache der Karolaner, weshalb der Computer den Text sofort übersetzen konnte. »Dies ist unsere letzte Warnung!«

»Sie halten ein Besatzungsmitglied von uns gefangen«, sagte Cody. »Sein Name ist Taro. Wir werden nicht ohne ihn verschwinden.«

»Sie haben gegen uns keine Chance«, erklärte der Fremde. »Verschwinden Sie. Und sagen Sie Ihrem primitiven Freund, es soll das tierische Gebrüll unterlassen. Seinen Freund Taro kann er damit ohnehin nicht erreichen.«

Cody hatte nicht verstanden, wovon der Fremde gesprochen hatte, als Turanagi sich einmischte: »Ich glaube, er meint mich. Offenbar bezeichnet er meine telepathischen Rufe als tierisches Gebrüll.«

Nickend runzelte Cody die Stirn. Offenbar empfanden die Fremden eine Kommunikation auf telepathischem Weg als primitiv und ungehörig.

»Wir sind in wichtiger Mission unterwegs«, versuchte es Cody erneut. »Und ich bin sicher, wir können eine gemeinsame Einigung erzielen.«

»Sie haben es nicht anders gewollt«, sagte der Fremde.

Er unterbrach die Verbindung.

Es dauerte nur wenige Sekunden, als plötzlich die Luft flimmerte, und zwei dieser Wesen im Shuttle erschienen.

Einer von ihnen erhob seinen Stab, und auch diesmal hatte er nicht mit einer Gegenwehr gerechnet, nicht einmal, dass seine Opfer vorbereitet waren.

Colonel Yefimov feuerte seinen Nadler ab, und obwohl die Waffe nur auf Betäubung eingestellt war, ging der Angreifer mit dem Mentalstock sofort zu Boden.

Der andere Angreifer wollte seinem Kampfgefährten sofort zu Hilfe eilen, als Yefimov den Nadler auf ihn richtete und sagte: »Keine Bewegung, Freundchen!«

Er wusste nicht, ob der Fremde ihn verstanden hatte, aber dieser hielt in der Bewegung inne.

»Lieutenant Rodin!«, rief Cody. »Sofortiger Sprung in den HD-Raum!«

Der Fremde blickte sich um, indem sein Kopf von einer Seite zur anderen schnellte.

Dann verschwand er.

In diesem Moment wechselte das Shuttle in den HD-Raum.

»Commander Mutawesi«, sagte Cody. »Informieren Sie die STERNENFAUST über die Situation!«

»Verstanden, Sir!«, erwiderte Mutawesi.

Romana Hel'gara ging auf den bewusstlosen Fremden zu.

Ein Paramedic hielt einen Medo-Scanner über den Fremden und sagte: »Ich empfange Vitalzeichen, kann aber nicht sagen, ob sie gut oder besorgniserregend sind.«

Cody nickte. Ohne aufzublicken sagte er zu der Wanagi: »Glauben Sie, Sie kriegen das hin?«

»Ich denke schon«, ertönte eine fremdartige Stimme, die genauso geklungen hatte wie der Angreifer.

Cody blickte neben sich, und sah einen Doppelgänger des bewusstlosen Fremden. Romana Hel'gara hatte seine Frage damit mehr als zufriedenstellend beantwortet.

Sie war in der Lage, die Gestalt des Fremden anzunehmen.

*

Taro erinnerte sich noch daran, wie er damals bei den Ankrilen das Nullum aufgesucht hatte.

Er hatte bis heute keine klaren Erinnerungen daran, wie er das Nullum betreten hatte.

Damals war es ihm erschienen, als habe eine enorme Energiequelle ihn plötzlich nach Karol zurückgeschleudert. Was er dort erlebt hatte, war nicht unangenehm gewesen. Die Gefahr des Nullums war, dass es ein Paradies vorgaukelte.

Umso schlimmer war die Rückkehr aus dem Nullum gewesen. Die

Erinnerungen an die Qualen, die damals jede Pore seines Körpers durchdrangen, hatten sich tief in seine Erinnerungen eingeprägt. Ein Teil von ihm würde sie wohl niemals vergessen, und Taro konnte nicht behaupten, dass er auf eine Wiederholung erpicht war.

Taro folgte Mithra durch gewundene Korridore, bis sie einen Raum erreichten, in dem mehrere der großäugigen Fremden einen Kreis gebildet hatten. An den Wänden hielten sich humanoide Wesen auf, deren Rüstungen an die von Mithra erinnerten.

Bislang hatte er nur zwei Arten von Spezies entdeckt, und es erschien Taro, als wären die Spezies mit den schmächtigen, dafür aber sehr langen Körpern, dem dünnen Hals und den großen Köpfen mit den großen Augen den anderen übergeordnet.

Mithra wusste offenbar, was zu tun war, denn sie ging zielstrebig auf die Mitte des Raums zu und nahm im Kreis der Fremden Platz.

Taro sah sich für einen Moment ratlos um, dann kauerte er sich neben Mithra auf den Boden.

Dass die neun Fremden, die sie umzingelten, alle Kampfstöcke in der Hand hielten, die genauso aussahen wie jene, mit denen sie auf der STERNENFAUST Dana Frost und Ashley Briggs niedergestreckt hatten, war kaum geeignet, Taro zu beruhigen.

»Sag mir bitte, dass es kein Fehler war, das Angebot von Femris auszuschlagen«, flüsterte Taro seiner Gefährtin zu.

Sie warf ihm einen Blick zu, in dem Taro glaubte, so etwas wie Mitleid zu erkennen. Doch es war kein Mitleid von der freundlichen Sorte, es war eher das angewiderte Mitleid eines todgeweihten Feindes.

»Für dich wäre es wohl besser gewesen«, sagte Mithra.

»Dann vielen Dank für gar nichts, verehrter Patro«, zischte Taro ihr zu und wandte sich ab. Mithra mochte ja glauben, dass er dieser Prüfung nicht standhalten würde. Doch das hatten schon andere vor ihr geglaubt. Sie hatten gedacht, er würde keinen Eponen erbeuten können. Und dann? Dann war er sogar von einem Heros-Eponen erwählt worden. Später hatten die Ankrilen ihm nicht zugetraut, dass er das Nullum bestehen würde. Sie hatten ihn davon abhalten wollten, die Tenebrikoner anzugreifen.

Und jedes Mal war Taro siegreich aus den Prüfungen und Aufgaben hervorgegangen. Er hatte sogar die Botin des Erloschenen Reiches gefunden und ihr mehr als nur einmal das Leben gerettet.

Wahrscheinlich hatte er in seinem Leben mehr geleistet als all diese Zirkelpriester und Mithra zusammen.

»Wir haben uns hier versammelt«, erklang die Stimme des Elatorus, »um das Pon'Erudiro zu ehren!«

Erst jetzt sah Taro, dass der Elatorus zusammen mit Femris, dem Bahmastro, auf einem kleinen Podest am hintersten Ende des Raumes stand.

»Die Sponsiathoren werden beide gemeinsam das Nullendako erdulden«, fuhr der Elatorus weiter fort. »Möge die Weisheit der Prana-Energie die beiden leiten und sie auf den rechten Pfad führen«, rief er.

»Beginnt mit der Zeremonie!«

»Taro!«, rief Femris, der Bahmastro, »du darfst dein Akoluthorum nicht in die Anderswelt mitnehmen!«

Darauf hatte Taro ohnehin die ganze Zeit schon gewartet: Dass sie ihn auffordern würden, das Akoluthorum abzulegen.

»Tu es!«, flüsterte Mithra ihm zu.

»Es schwächt mich, das Akoluthorum abzulegen«, flüsterte er zurück.

»Das spielt im Nullum keine Rolle!«

Kaum dass Taro das Akoluthorum abgelegt hatte, spürte er bereits eine innere Leere. Nun hatte er gar nichts mehr. Kein Akoluthorum, keinen Eponen …

Angeblich hatte Dr. Tregarde ein Neuroserum entwickelt, mit dem sich die Ausfallerscheinungen, welche die Trennung vom Akoluthorum bei den Dodekoren hervorriefen, reduzieren ließen. Taro hatte dieses Serum noch nicht ausprobiert, er wusste noch nicht einmal, ob es bei ihm als Karolaner überhaupt wirkte.

Als niemand Anstalten machte, das Akoluthorum an sich zu nehmen, legte es Taro neben sich auf den Boden.

Die Fremden erhoben ihre Kampfstäbe.

Taro hörte, wie Mithra neben ihm angespannt den Atem anhielt. Er erkannte, dass sie durchaus Angst hatte, und er konnte nicht behaupten, dass ihn dieser Umstand beruhigte.

»Werden wir uns im Nullum sehen können?«, wollte er wissen.

Erneut warf sie ihm einen langen Blick zu. Dann sagte sie: »Denk immer nur an eines: Es gibt keine Eponen!«

»Wie bitte?«, fragte Taro verwirrt, nachdem er zunächst geglaubt hatte, sich verhört zu haben.

»Für mehr Instruktionen bleibt ohnehin keine Zeit«, sagte sie. »Aber denke daran: Es gibt keine Eponen. Sie sind das Produkt deiner Fantasie!«

Was sollte das bedeuten? Natürlich gab es Eponen! Es hatte auch Cyx gegeben. Es gab die Exerzitoren, welche die Eponen züchteten. Es gab die Wettkämpfe um die Eponen.

»Noch mal: Es gibt keine Eponen. Wenn du dies als Wahrheit in deinem Bewusstsein zulässt, hast du eine Chance!«, hörte Taro nun in seinem Geist.

In diesem Moment richteten die neun Fremden ihre Stäbe auf Taro und Mithra. Die Stäbe schienen zu glühen, doch Taro konnte keine Hitze spüren, die von ihnen ausging. Nur ein schwelendes Gleißen schien sie beide einzuhüllen und den Raum in eine Art weißen Energienebel zu tauchen.

Und dann war Taro erneut auf Karol.

*

Dass sich Taro wieder auf Karol befand, erkannte er vor allem an den

vier Monden, von denen eine Art spirituelle Wirkung ausging. Das Gras verströmte seinen besonderen Duft nach Sommer und nach Freiheit. In weiter Ferne sah er einige Eponen, die am Nachthimmel ihre Kreise zogen. Es waren offenbar Wild-Eponen, die noch nicht eingefangen worden waren.

Erneut musste Taro an die seltsamen Worte von Mithra denken, die behauptet hatte, es gäbe keine Eponen. Warum hatte sie das gesagt? Und selbst wenn dieser Unsinn wahr wäre, wie sollte ihm diese Behauptung im Nullum helfen?

Möglich, dass die Eponen dort am Himmel nicht echt waren. So wie all das, was er hier erblickte, nicht echt war. Es war ein Trugbild des Nullum, auch wenn es weit mehr war.

Taro spürte dennoch, dass er zu Hause angekommen war. Er fühlte es.

Das alles war weitaus mehr als eine Simulation. Wenn dies ein Trugbild war, so verschaffte es ihm die gleichen Empfindungen wie damals die Wirklichkeit auf Karol.

Mithra war nirgends zu sehen. War sie woanders? Oder konnte er sie nur nicht sehen?

Erneut dachte er an Mithras Behauptung, dass es gar keine Eponen gab. Er ließ den Satz wieder und wieder in seinem Kopf rotieren.

Wenn es keine Eponen gab, dann konnten dort am Horizont auch keine Eponen ihre Bahnen ziehen.

Zumindest konnte Taro sich auf die Vorstellung einlassen, dass es diese Eponen nicht gab. Sie waren Trugbilder, so wie all das hier.

Doch Taro brachte es dennoch nicht über sich, dieses Trugbild abzustreifen. Im Gegenteil, am liebsten hätte er sich noch weitere Schemen herbeigewünscht. Am liebsten hätte er gesehen, dass Jinu auf ihn zustürmte. Die Jinu, die so war wie in seiner Erinnerung. Nicht die von den Tenebrikonern infizierte Jinu. Die unbeschwerte, gesunde Jinu!

Im Moment hätte er alles dafür gegeben, sie in seine Arme zu schließen. Sie und Cana!

Am liebsten wäre er mit Cyx zu ihnen geflogen.

Auch wenn Mithra behauptete, dass es keinen Cyx gab.

Für die Besatzungsmitglieder der STERNENFAUST wäre es einfacher gewesen, Mithra zu glauben. Sie waren nicht in der Lage, Cyx oder irgendeinen anderen Eponen zu sehen. Selbst wenn er sie mit auf eine Reise nahm, konnten sie nichts von dem Eponen erblicken. Nur Bruder William und Turanagi hatten Bilder von Cyx empfangen, aber wie sich herausgestellt hatte, waren auch sie nicht in der Lage, einen Eponen wirklich zu »sehen«. Das, was die beiden wahrgenommen hatten, waren Bilder aus den Gedanken von Taro gewesen.

Hatte die Crew der STERNENFAUST am Ende recht? War es am Ende so, dass nicht etwa sie nicht in der Lage waren, etwas zu sehen, das vorhanden war?

Vielleicht war es so, dass er etwas sah, das nicht existierte?

Doch wie war es dann möglich, dass er sich auf einem Eponen fortbewegen konnte? Dass er über Cyx befohlen hatte?

Taro schloss für einen Moment die Augen. *Es gibt keine Eponen. Es gibt sie nicht. Sie sind nichts als Einbildung. So wie alles hier.*

Als er die Augen öffnete, waren die Eponen am Horizont verschwunden.

»Ich hätte nicht gedacht, dass du es schaffst«, hörte Taro die Stimme von Mithra neben sich und zuckte zusammen.

»Wie bist du hierher gekommen?«, wollte Taro wissen.

»Ich war die ganze Zeit hier«, sagte Mithra. »Du hast mich nur nicht gesehen.«

»Und warum sehe ich dich jetzt?«, wollte Taro wissen.

»Weil du allmählich die Wirklichkeit erkennst«, sagte Mithra. »Die Erkenntnis, dass es keine Eponen gibt, in dein Bewusstsein zu lassen, war der erste Schritt.«

»Ich verstehe gar nichts mehr«, sagte Taro.

»Was siehst du?«, wollte Mithra wissen. »Außer mir.«

»Ich sehe Karol«, erklärte Taro.

Mithra nickte.

»Siehst du eine andere Umgebung?«, wollte Taro wissen.

»Zum Teil«, sagte Mithra. »Es bleibt gar nicht aus. Unser Verstand muss sich eine Scheinwelt erschaffen, um nicht wahnsinnig zu werden. Es geht letztlich nur darum, eine Balance zu finden.«

Mithra setzte sich langsam in Bewegung. Das Gerede vom »wahnsinnig werden« erinnerte Taro an etwas, doch er konnte im Moment nicht genau festmachen, woran es ihn erinnerte. Irgendwann in den letzten Wochen war dieser Begriff schon einmal gefallen.

»Was tun wir jetzt?«, wollte Taro wissen.

»Wir suchen Asuro«, sagte Mithra knapp.

»Asuro?«, fragte Taro verwundert. »Ist er hier?«

Mithra nickte.

»Aber ich dachte, wir seien noch immer in der Halle des Zirkels«, überlegte Taro. »Ich dachte, dies alles hier sei eine Illusion!«

»Das alles ist nicht so leicht zu erklären«, sagte Mithra. »Du musst mir vertrauen!«

Taro wollte bereits erwidern, dass Mithra ihm in der Vergangenheit nicht viele Gründe gegeben hatte, ihr zu trauen, doch er behielt den Einwand lieber für sich.

Noch immer fühlte Taro sich schutzlos. Er hatte weder seinen Kampfstab, noch hatte er einen Eponen. Denn auch wenn Mithra versuchte hatte, ihm einzureden, es gebe keine Eponen, so war er noch immer davon überzeugt, dass sie im Moment hilfreich wären, um nach Asuro zu suchen.

Kurz darauf schien vor Taro die Luft zu flirren. Taro kniff die Augen zusammen, doch dann erkannte er klar, dass sich hier eine Gestalt formte.

Der Boden vibrierte leicht.

Das Wesen wirkte zum Teil künstlich. Die vier Glieder, auf denen es sich fortbewegte, waren mechanisch. Und hinter dem ersten schälte sich ein zweites dieser Wesen aus dem Nichts.

»Tenebrikoner!«, rief Taro. Er deutete nach vorne und stellte entsetzt fest, dass Mithra davon überhaupt nicht beeindruckt war.

»Siehst du sie etwa nicht?«, wollte Taro wissen.

»Ich sehe sie«, antwortete Mithra ungerührt.

»Willst du jetzt etwa behaupten, dass es auch keine Tenebrikoner gibt?«, rief Taro. »Denn dann hätten wir ein ernstes Problem!«

»Nein, das will ich nicht«, erwiderte Mithra. *»Dennoch musst du lernen, dich von deinen Vorstellungen von der Welt zu lösen«*, fügte sie per Geistsprache hinzu. *»Lass deinen Glauben und deine Überzeugungen hinter dir!«*

»Was soll das nun wieder heißen?«

Taro fühlte sich vollkommen schutzlos. Er hatte keinen Eponen, mit dem er fliehen konnte, keine Waffe, mit der er sich wehren konnte, und Mithra schien keinerlei Interesse an dem Tenebrikoner zu haben.

Sollte er ihn etwa mit bloßen Händen bekämpfen?

Taro schloss die Augen. *Ist alles nur Illusion, ist alles nur Illusion.* Er sagte sich das wieder und wieder.

Als er vorsichtig die Augen öffnete, waren die Tenebrikoner noch näher gekommen. Sie eilten mit ihren vier mechanischen Gliedern auf ihn zu, während ihre Arme nach ihm zu greifen schienen.

Taro erinnerte sich daran, wie die Menschen mit ihren Gaussgewehren auf die Tenebrikoner geschossen hatten und dabei keinerlei Wirkung erzielt hatten.

Waren die Tenebrikoner vielleicht tatsächlich nicht real?

Erneut schloss Taro die Augen, doch er spürte noch immer, wie der Boden bei jedem Aufstampfen der Ungeheuer leicht erzitterte und wie das Geräusch immer näher kam.

Wie sollte er sich diese Welt anders vorstellen, wenn sie sich derart überzeugend gab?

In diesem Moment spürte Taro einen gewaltigen Schmerz, der sich von seinem Bauch ausbreitete und bis in seinen Hinterkopf hineinstrahlte.

Panisch riss Taro die Augen auf und blickte er an sich herab. Er sah, wie ein großer, stählerner Stachel in seinen Bauch ragte. Der Stachel hatte ihn durchbohrt.

Blut quoll hervor, und Taro sah, wie die Umgebung um ihn herumwirbelte.

»Löse dich von deinen Überzeugungen«, hörte Taro die Geiststimme von Mithra.

»Ich bin im Moment ziemlich davon überzeugt, dass mich ein Tenebrikoner aufgespießt hat«, antwortete Taro. Er spürte einen Hustenreiz, denn sein Mund füllte sich mit Blut.

Er versuchte sich zu erinnern, was die Menschen über die

Tenebrikoner gesagt hatten. Sie hatten behauptet, sie nicht deutlich sehen zu können. Für sie waren die Tenebrikoner unscharf, verschwommen, wabernd. Und die Geräte der STERNENFAUST waren nicht in der Lage, die Tenebrikoner zu scannen.

War es, weil sie nur eine Illusion waren?

Während Taro die Sinne schwanden, erinnerte er sich, wie er mit Joelle Sobritzky über den HD-Raum gesprochen hatte.

Taro hatte nie mit eigenen Augen in den HD-Raum geblickt. Die Menschen liefen Gefahr, wahnsinnig zu werden, wenn sie den HD-Raum sahen. Weshalb dies so war, darüber gab es viele Spekulationen. Noch mehr Spekulationen gab es über das Phänomen, weshalb es Joelle Sobritzky gelungen war, immer wieder in den HD-Raum zu linsen, ohne dabei die typischen mentalen Folgen zu erleiden.

Er hatte sie einmal gefragt, weshalb sie glaubte, dass dies der Fall war, und die Navigatorin der STERNENFAUST hatte daraufhin gesagt: »Weil der HD-Raum für mich Sinn ergibt.«

Taro wusste nicht, weshalb ihm im Moment diese Gedanken durch den Kopf gingen, aber vielleicht konnten die Menschen die Tenebrikoner nur deshalb nicht wirklich sehen, weil sie keinen »Sinn« ergaben. Und vielleicht formte sein Verstand das Nullum nur deshalb nach den Elementen Karol und den Tenebrikonern, weil nur das für *ihn* Sinn ergab.

Vielleicht schützte sich Taros Verstand vor dem Nullum, indem er eine eigene Realität kreierte. Auch wenn diese eigene Realität nun dabei war, ihn umzubringen.

Taro blickte auf den Tenebrikoner, und stellte etwas Seltsames fest. Der Angreifer schien zu wabern. Obwohl das Wesen fast schwarz war, bildeten sich auf seinem Körper seltsame dunkle Flecken.

Taro blickte an sich herunter. Noch immer klaffte in seinem Bauch eine riesige Wunde, doch das Blut war verschwunden.

Wenn aber dies alles keinen Sinn ergab, dann ergab auch seine Verwundung keinen Sinn.

Taro versuchte aufzustehen. Es fiel ihm unsäglich schwer, aber das war auch kein Wunder. Mit einer derartigen Wunde hätte niemand aufstehen können.

»Hilf mir hoch, Mithra«, sagte er. »Hilf mir hoch!«

»Mit dieser Verletzung kannst du nicht aufstehen«, sagte Mithra streng. »Doch ohne sie kannst du es!«

Taro blickte Mithra Rat suchend an. Natürlich würde es ihm ohne die Verletzung besser ergehen, was war das für eine seltsame Bemerkung?

Er musste wieder an Joelle Sobritzky denken. Wenn man den HD-Raum verstand, wenn man die mathematischen Hintergründe zu verstehen glaubte, dann konnte das menschliche Gehirn damit umgehen.

War es hier so? Bildete er sich diese Wunde ein?

Erneut versuchte Taro, sich hochzurappeln, und erneut kippte er zusammen und fiel zu Boden.

Aus den Augenwinkeln sah er, wie ein Tenebrikoner auf Mithra zustürmte und sie mit seinem stählernen Dornenstachel aufspießte.

»Mithra!«, wollte er rufen, doch er hatte nicht mehr die Kraft, etwas zu sagen.

Alles drehte sich und wurde schwarz.

Der Boden trommelte; weil immer mehr Tenebrikoner auf ihn zustapften.

Am liebsten hätte er versucht, einen der Eponen herbeizurufen und ihn zur Flucht zu nutzen. Immerhin war er hier auf Karol. Er würde schon ein Versteck finden, wo er sich selbst notdürftig verarzten konnte. Vielleicht konnte er sich auch einen neuen Kampfstab beschaffen.

Und dann würde er diese Monster zurückdrängen.

»Kapierst du es noch immer nicht?«, hörte er zu seiner Verwunderung die Geiststimme von Mithra in seinem Kopf. *»Es gibt keine Eponen!«*

Wieso konnte er sie noch immer hören? War es eine Einbildung?

Es gibt keine Eponen.

Es gibt keine Eponen.

Es gibt sie nicht, weil er sie sich einbildete. Und er bildete sie sich ein, um nicht wahnsinnig zu werden, wenn er durch das All streifte, wenn er durch die Luft flog, wenn er gegen die Tenebrikoner kämpfte.

All das gab es nicht.

In diesem Moment war der Schmerz verschwunden.

Weil es den Schmerz nicht gibt.

Weil es nichts von alledem gibt.

Taro erhob sich und öffnete die Augen.

Alles war verschwunden. Karol, die Tenebrikoner, seine Wunde, die Eponen … Er stand in einem weißen, wabernden Licht, aus dem sich langsam eine dunkle Silhouette formte, die sich ihm näherte.

Erneut ein Trugbild? Erneut eine Erscheinung, die nur seiner Fantasie entsprang?

»Dein Geist ist schärfer, als ich dachte«, sagte die fremde Gestalt.

»Wer bist du?«, wollte Taro wissen.

»Ich bin Asuro!«

Taro blickte sich um. »Mithra sucht dich«, rief er. »Wo ist sie? Sie war gerade noch hier.«

»Mithras Geist ist wohl nicht so stark, wie sie glaubt«, erklärte Asuro.

»Kannst du mich hören, Mithra?«, versuchte Taro Kontakt mit ihr aufzunehmen. *»Ich finde dich nicht mehr.«*

»Ich sehe dich noch«, sagte Mithra. *»Du starrst auf den Horizont. Aber dort ist gar nichts.«*

»Nicht auf den Horizont«, widersprach Taro.

»Sie soll deine Hand ergreifen«, erklärte Asuro.

»Nimm meine Hand!«, rief Taro, als er plötzlich einen leichten Druck spürte.

Die Gestalt neben ihm nahm allmählich Formen an. Fast war es so,

als zöge Taro mit seinen geistigen Kräften Mithra zu sich.

»Asuro!«, keuchte sie.

»Ihr kennt euch?«, fragte Taro, der nicht damit rechnete, dass diese Frage eine Antwort finden würde.

»Er ist mein Vater«, sagte Mithra schließlich.

*

»Was tust du hier, um Himmels willen?«, schimpfte Asuro. »Ich hatte gehofft, du würdest dir selbst dieses Schicksal ersparen. Nun hat Femris genau das, was er wollte.«

Mithra hob nur trotzig den Kopf.

»Das glaube ich nicht«, widersprach Taro. »Er war von der Vorstellung, dass wir hierherkommen, nicht begeistert.«

»Weil ich ihm ein Versprechen abgerungen habe«, sagte Asuro. »Auch wenn ihr es nicht glauben wollt, aber auch Femris hat so etwas wie ein Gewissen. Er hat mir versprochen, dass Mithra niemals in das Nullum verbannt würde. Schlimm genug, dass er dieses Versprechen gebrochen hat.«

»Ich habe auf das Nullendako bestanden«, sagte Mithra. »Femris hat mir sogar die Flucht angeboten.«

»Du hättest dieses Angebot lieber ergreifen sollen«, seufzte Asuro.

Der Fremde erinnerte Taro an die Bilder, die er von Rano gesehen hatte. »Bist du wirklich mein Großvater?«, wollte Taro wissen.

Asuro blickte ihn mit seinen bronzefarbenen Augen an. Die Haare waren so goldblond wie bei Taro, nur waren sie weitaus heller und schimmerten in dem grellen Licht beinahe weiß.

»Ich bin der Vater von Rano«, sagte Asuro.

»Dann weißt du, dass Rano tot ist«, antwortete Taro.

Der Fremde senkte den Kopf. »Es ist für mich schon vor langer Zeit zur traurigen Gewissheit geworden.«

»Stammen das Akoluthorum und der Eponenmantel von dir?«, wollte Taro wissen.

»Ich sehe, du hast viele Fragen«, sagte Asuro. »Und nun werde ich sie dir beantworten.«

»Bleibt uns dafür denn genug Zeit?«, wollte Taro wissen.

Asuro nickte. »Ich fürchte, wir haben Zeit bis in alle Ewigkeit.«

*

Taro erzählte alles, was er wusste. Er berichtete, wie es ihm gelang, einen Heros-Eponen zu zähmen. Wie er in den Gemächern von Prinzipal Manak den Mantel und das Akoluthorum gefunden hatte. Er berichtete, wie er zum Ankrilen wurde und wie er schließlich die Botin des Erloschenen Reiches fand.

Nun gab er auch zu, dass Dana Frost nahezu alle Akoluthoren gefunden hatte, und dass sie kurz davor standen, die Legende zu erfüllen, um mit den vereinten zwölf Akoluthoren das Gleichgewicht der Kräfte wiederherzustellen.

Asuro hatte sich das alles ruhig angehört.

Schließlich legte er seine Hand auf Taros linken Unterarm und sagte: »Stell dir für einen kurzen Moment vor, es gäbe gar keine Eponen.«

Taro glaubte, sich verhört zu haben. »Das hat Mithra bereits wieder und wieder gesagt. Ist das eine Art Codewort?«

Asuro lächelte. »Die Vorstellung, dass es keine Eponen gibt, fällt dir noch immer schwer«, sagte er. »Und dennoch hast du die Wahrheit bereits begriffen. Anderenfalls hättest du mich niemals finden können.«

»Ich verstehe das alles nicht«, seufzte Taro. »Was hat das mit all dem hier zu tun? Sollten wir nicht lieber eine Möglichkeit suchen, von hier zu verschwinden?«

»Wir können nicht verschwinden«, erklärte Asuro. »Femris hat euch beide mit Sicherheit der gleichen Substanz ausgesetzt wie mich. Unsere Körper werden sich auflösen und nicht mehr aus dem Nullum herausfinden.«

Noch war Taro nicht bereit, jegliche Hoffnung zu verlieren. Er wusste, dass Dana Frost nicht so leicht aufgeben würde. Und er wusste, dass sie über viele Möglichkeiten verfügte, von denen sich auch Asuro keine Vorstellungen machte.

Dana Frost würde es gelingen, auch das letzte Akoluthorum in ihren Besitz zu bringen. Sie würde sie vereinen, und sie würde das Gleichgewicht der Kräfte wieder herstellen. Davon war Taro fest überzeugt.

Dafür würde Taro gerne den Preis bezahlen, im Nullum gefangen zu sein.

»Du kennst die Legende von den zwölf Akoluthoren«, sagte Asuro.

»Welche von den vielen Legenden meinst du?«, mischte sich Mithra ein.

»Die Legende, als das Ungleichgewicht entstand«, sagte Asuro.

»Als eines der Akoluthoren in eine andere Galaxie verschwand«, bestätigte Taro.

»Die Akoluthoren sind nur ein Symbol«, sagte Asuro. »Ein Symbol für ein Gleichgewicht der Energien. Es gibt verschiedene Formen von Energien. Es gibt die Energien, die in unserer Realität tief verwurzelt sind. Doch dann gibt es Energien, die aus einer höheren Stufe entstammen. Manche sprechen hier auch von einer höheren gelegenen Ausdehnung. Eine Ausdehnung, die unser Verstand nicht erfassen kann.«

Taro musste sofort an den hyperdimensionalen Raum denken, den die STERNENFAUST nutzte, um schneller als das Licht zu reisen. »Und unser Verstand würde wahnsinnig werden, wenn er mit dieser Energie konfrontiert würde«, sagte Taro.

Asuro wirkte beeindruckt. »Unser Verstand könnte es nicht erfassen«,

bestätigte er.

»Das Raumschiff der Botin reist durch etwas, das sie als hyperdimensionalen Raum bezeichnet«, erklärte Taro. »Wer in diesen Raum blickt, wird wahnsinnig.«

»Es sei denn, er gibt diesem Raum einen Sinn«, erwiderte Asuro.

»Die Eponen!«, begriff Taro allmählich.

»Als vor einer Million Jahren durch den Verlust des Akoluthorums die Prana-Energie freigesetzt wurde, als sie greifbar wurde, konnten nur jene diese Energie steuern und nutzen, die in der Lage waren, ihr einen Sinn zu geben.«

»Unsere Vorfahren glaubten an eine Götterwelt, die aus Eponen bestand«, fügte Mithra hinzu.

»Also erkannten sie in den Formen dieser Energie lebendige Drachenwesen!«

»Soll das heißen, dass wir alle uns die Eponen nur eingebildet haben?«, fragte Taro ungläubig. »Cyx hat mich erwählt. Er hat mich gerettet. Er ist gestorben und seitdem nicht mehr aufgetaucht. Ich lasse mir nicht einreden, dass er nur ein Produkt meiner Fantasie war.«

»Dein Cyx war so real wie alles andere auch!«, widersprach Asuro. »Er war so real wie das Nullum. Was ist schon Realität? Realität ist das, was sich in einem Bewusstsein als Wahrnehmung widerspiegelt. Und Wahrnehmung ist nur eine unsichtbare Reaktion von Energieteilchen, die in deinem Kopf eine neue Formation annehmen.«

»Die Menschen können Eponen nicht sehen«, sagte Taro.

»Viele Wesen sind nicht in der Lage, diese Form der Energie zu erkennen oder ihr einen Sinn zu geben, um sie zu nutzen. Und Wesen, die aus einer anderen Galaxie stammen, sind wahrscheinlich erst recht nicht dazu in der Lage. Sie finden andere Erklärungsmodelle. Sie bauen technische Antriebe, um die Energien zu nutzen, die du mental steuerst.«

»Und die Tenebrikoner?«, wollte Taro wissen.

»Die Skianer nutzen Teile der übergeordneten Energie, um ihre Kunstwesen zu erschaffen. Du glaubtest, sie mental zu bekämpfen. In Wahrheit hast du die Energie genutzt, die dich umgibt. Die Energie, die dich von einem zum anderen Ort reisen lässt, auch wenn du es als Ritt auf einem Eponen wahrgenommen hast.«

»Warum aber habe ich meinen Eponen verloren?«, wollte Taro wissen.

»Ich kann dir diese Frage nicht beantworten«, erklärte Asuro. »Aber es ist gut möglich, dass etwas deine mentalen Fähigkeiten geschwächt hat.«

Romana Hel'gara, ging es Taro durch den Kopf. Sie hatte ihn vergiftet. Hatte sie ihm dadurch auch die Möglichkeit genommen, Cyx zu sehen?

»Dadurch konntest du die Prana-Energie nicht mehr wahrnehmen«, fuhr Asuro fort. »Und deine Überzeugung davon, dass dein Epone starb, lässt in dir kein anderes Bild mehr von der Realität zu.«

»Und jetzt«, sagte Mithra, »da du weißt, dass es Eponen nicht

wirklich gibt, würde es dir noch schwerer fallen, sie wieder als solche wahrzunehmen.«

»Warum habt ihr mir dann diese Möglichkeit genommen?«, fragte Taro erbost.

»Weil du dich sonst hier im Nullum verlieren würdest«, erklärte Asuro. »Du würdest dich in deinen Fantasien unrettbar verirren, bis hin zum Wahnsinn. Du hättest dir deine eigene Hölle geschaffen, ausgehend von den Legenden, die dir Femris erzählt hat. Doch nun haben wir einander finden können.«

»Was uns nicht viel nützt«, sagte Taro bitter.

»Damit hat er leider recht!«, gab Asuro zu.

Mithra erwiderte nichts darauf, was Taro misstrauisch machte. Doch als Asuro weitersprach, dachte Taro nicht weiter über Mithras Verhalten nach.

»Als die Energien freigesetzt wurden, entwickelten sich zwei Philosophien«, erklärte Asuro. »Die einen glaubten, die neuen Energien seien ein Zeichen. Man müsse ihnen folgen, weil sie die Richtung weisen würden, und es bliebe nichts anderes übrig, als mit diesen Energien zu verschmelzen.«

»Sprichst du von den Skianern?«, wollte Taro wissen. »Aber sie nutzen die *Anti*-Prana-Energie.«

Asuro lächelte. »Ein Mythos, der entstand«, sagte er.

Taro verstand nicht. »Soll das heißen, es gibt auch keine Anti-Prana-Energie?«

»Gut und böse, heilig und unheilig, minus und plus. Mag sein, dass sich viele so ihre Welt erklären.«

»Willst du wirklich sagen, dass das, was meine Familie infizierte, was ihren Tod herbeiführen wird, die gleiche Energie ist wie jene, die mich unbeschadet durchs All fliegen lässt?«

»Die Skianer strebten nach der Symbiose zwischen den frei gewordenen Energien und der Materie. Sie waren überzeugt, dass das, was wir als Realität wahrnehmen, im Wandel begriffen ist.«

Taro erinnerte das alles an etwas, und schließlich erkannte er es. Er hatte es von Dana Frost erfahren. Ihre Galaxie war von den Kad'Chie heimgesucht worden. Diese Wesen hatten den hyperdimensionalen Raum bevölkert. Um in den Normalraum zurückkehren zu können, mussten sie diesen verändern. Alle Lebewesen, die auf diese Veränderung nicht vorbereitet waren, würden sterben. Ihr Ziel war es, eine höherwertigere Daseinsstufe zu erzielen. Wollten die Skianer im Grunde das gleiche wie die Kad'Chie?

»Was wollen die Skianer mit den Akoluthoren?«, erkundigte sich Taro.

»Die Akoluthoren sind ein Schlüssel zu der Energie, welche die Transformation vorantreibt«, sagte Asuro. »Sie fürchten sich jedoch vor dem, was geschieht, wenn die Akoluthoren vereint werden.«

»Sie fürchten sich vor dem Gleichgewicht der Kräfte?«, wollte Taro wissen.

»Sie fürchten sich vor dem Erlöschen der Kräfte«, sagte Asuro. »Sie denken wie Femris und der Kult der Weisen!«

»Ich begreife noch immer nicht ganz«, antwortete Taro zögerlich, obwohl er langsam zu verstehen drohte.

»Wenn die Akoluthoren vereint sind, werden die Tenebrikoner verschwinden. Deine Leute werden geheilt sein. Doch es wird auch keine Eponen mehr geben. Niemand wird mehr in der Lage sein, die Energie, die wir Prana-Energie nennen, zu nutzen. Erst durch das Ungleichgewicht der Kräfte wurde das Tor zu einer weiteren Dimension aufgebrochen. Wird das Gleichgewicht wieder hergestellt, wird dieses Tor verschlossen.«

Taro musste schlucken. »Wenn das der Preis ist, dann soll er bezahlt werden.«

»Viele Völker aber brauchen die Eponen«, sagte Asuro. »Manche Kolonie wäre nicht fähig, ohne die Eponen zu überleben. Die Weisen des Zirkels wollen nicht, dass die Skianer siegen. Sie wollen nicht, dass alles und jeder von der hyperdimensionalen Energie infiziert wird. Aber sie wollen auch nicht, dass die Akoluthoren vereint werden.«

»Dann verfolgen die Skianer und die Weisen das gleiche Ziel?«, wollte Mithra wissen. »Sie beide wollen, dass die Botin des Erloschenen Reiches scheitert?«

»Darum geht es schon lange nicht mehr. Was einst tiefe religiöse Überzeugung war, ist längst einem schlichten Machtkampf gewichen«, sagte Asuro. »Solange niemand zu viel Macht für sich beanspruchte, ließ man einander gewähren. Ab und zu schlugen die Ankrilen Übergriffe der Tenebrikoner zurück, ab und zu übergab man eine Kolonie an die Skianer. Eingeweiht waren nur die Weisen, nicht so einfaches Fußvolk wie wir.«

»Doch du bist dahinter gekommen«, stellte Taro fest.

»Es war ein wenig anders«, erklärte Asuro. »Femris glaubte nicht mehr daran, dass der Weg des Zirkels richtig war. Er sah ständiges Leid und ständige Kämpfe. Zugleich war er überzeugt, dass die Skianer erkannt hatten, wie es gelingen würde, eine höhere Stufe zu erlangen. Und zwar für alle Bewohner dieser Galaxie. Also wollte er ihnen alle Akoluthoren zukommen lassen, deren er habhaft werden konnte. Manak war damals der Lehrgefährte von Femris gewesen, und er versuchte, ihn aufzuhalten. Doch als sich abzeichnete, dass es zum Kampf kommen würde, erschuf er einen Mantel, der mit Prana-Energie angereichert war. Mit ihm würde man bis in die Welt von Skia eintauchen und die Skianer zurückdrängen können. Er gab mir diesen Mantel.«

»Was geschah dann?«

»Femris kam dahinter. Manak hatte viele Verbündete. Es hätte den Zirkel zerschlagen, hätte Manak die Schuld zugegeben. Ich war Manak treu ergeben, also war ich bereit, die Schuld auf mich zu nehmen, wenn man dafür meine beiden Kinder verschonen würde: Mithra und Rano. Femris gab mir sein Wort. Aber er war offenbar trotzdem nicht

gewillt, Manak davonkommen zu lassen. Er hetzte die Skianer auf ihn.«
»Manak lebte«, sagte Taro. »Aber Rano, mein Vater …«
»Er starb!«, nickte Asuro. »Wahrscheinlich beim Kampf gegen Tenebrikoner. Offenbar half ihm auch der Eponenmantel nicht.«
»Ich dachte, es war Manaks Mantel«, sagte Taro.
»Ja, aber ich glaubte Femris, als er sagte, dass er Manak verschonen würde. Bevor ich die Strafe antrat und ins Nullum einging, übergab ich Rano den Mantel zu seinem Schutz. Der Mantel speicherte die Gedankenenergie des Trägers«, sagte Asuro. »Daher leuchtete der Mantel, als du ihn berührt hast. Der Mantel erkannte dich als Sohn seines vorherigen Trägers. Wahrscheinlich hat Manak nur versucht, dich zu schützen, als er den Mantel und das Akoluthorum vor dir verbarg.«
»Was hat Femris jetzt vor?«, wollte Mithra wissen.
»Nichts, wie ich vermute«, sagte Asuro. »Wahrscheinlich geriet er in Panik, als er Taro und den Eponenmantel aufspürte. Manak galt als tot, Rano als sein untergetauchter Mörder. Wir sind nun im Nullum gefangen, und wir können nichts tun.«
»Vielen Dank auch«, sagte Taro wütend zu Mithra.
»Abwarten«, erwiderte die Kämpferin.



»Sie lösen sich auf!«, sagte der Elatorus. »Femris, kannst du nicht etwas tun? Sie sollen nicht so enden wie einst Asuro!«
Femris beugte das Haupt. Warum nur hatte Mithra sich einmischen müssen? Ein wirrer Krieger und Ankrile, ihn hätte niemand vermisst. Sein Geist war ohnehin geschwächt, er war nicht mehr in der Lage, die Prana-Energie mit seinem Verstand zu formen. Warum hatte sie sich einmischen müssen?
Dieses Ende hatte er ihr nicht gewünscht. Er hatte es auch Asuro nicht gewünscht. Für alle Zeiten im Strom des Wahnsinns gefangen zu sein, unfähig, in die Wirklichkeit zurückzukehren … Femris konnte sich kaum schlimmere Qualen vorstellen.
Doch ihm waren die Hände gebunden. Denn wichtiger noch als alle Versprechungen und Schwüre war eines: Der Zirkel musste sich seinen eigenen Riten unterordnen. Anderenfalls würde das Chaos regieren.
Ein Chaos, das diese Galaxie ohnehin schon zu lange heimsuchte. Die Skianer hatten im Grunde recht: Man musste die Energien nutzen und damit eine neue Wirklichkeit erschaffen. Davon war Femris mehr denn je überzeugt, und vielleicht würde es auch das Nullum und dadurch das Leid von Asuro und den anderen beenden.
»Mir sind die Hände gebunden, Elatorus!«, sagte Femris.
Normalerweise hätte Mithra aus dem Nullum herausfinden müssen. Doch er hatte über seinen Kampfstab Mithra vergiftet. Es war ein Gift, das die mentalen Fähigkeiten einschränkte.

»Aber mir nicht!«, rief einer der Krieger, der sich plötzlich aus der Masse herausschälte und sich Femris näherte.

»Mir auch nicht!«, rief in diesem Moment ein zweiter.

»Und mir auch nicht!«, erwiderten zwei Kriegerinnen.

Sie alle zielten mit ihren Langbögen auf Femris.

»Wie könnt ihr es wagen!«, rief der Elatorus entsetzt. »Das ist eine ungeheuerliche Blasphemie.«

»Die Blasphemie begeht allein Femris hier«, sagte einer der Krieger. »Er missbraucht die geweihten Sitten des Zirkels für seine Intrigen. Ich habe es nicht glauben wollen, als Mithra es mir erzählte, aber nun habe ich es mit meinen eigenen Augen gesehen.«

Mithras und Taros Körper begannen zu wabern. Bald würden sie sich auflösen und für alle Zeiten im Nullum verschwunden sein.

»Was habt ihr vor?«, wollte Femris wissen.

»Ich werde Mithra ein Gegengift verabreichen«, erklärte der Krieger. »Damit sie aus dem Nullum herausfindet. Und dann werden wir das Nullendako so zu Ende führen, wie es gedacht ist. Mithra wird die Wahrheit sagen, und du wirst an dieser Wahrheit zerbrechen!«

»Das ist genug!«, rief Femris und holte mit seinem Kampfstab aus.

Doch als er auf den Fremden einschlagen wollte, hörte er ein seltsames Sirren.

Es brannte ganz furchtbar in seinem Rücken, und während er zu Boden ging, sah er einen der alten Weisen. Es war Varro, einer seiner treuesten Gefährten. Er hatte ein seltsames Gerät in seiner Hand. Er wusste nicht, wie der Weise es angestellt hatte, aber offenbar hatte er ihm irgendein lähmendes Gift verabreicht.

Femris konnte sich nicht mehr bewegen, während Varro sagte: »Ich rate allen Anwesenden, Ruhe zu bewahren. Dieses Gerät hier nennt sich Nadler. Es verschießt winzige Partikel, die man mit bloßem Auge nicht sehen kann. Diese Partikel sind mit einer Substanz versehen, die ihr Opfer lähmt.«

Es war Femris schon längst nicht mehr möglich, etwas zu sagen. Er spürte, wie sich alles um ihn herum drehte, und es kostete ihn all seine Kraft, das Bewusstsein nicht zu verlieren. Verwundert stellte er trotzdem fest, dass Varro Karolanisch gesprochen hatte.

Varro berührte etwas in seinem Gesicht und sagte etwas in einer Sprache, die Femris nicht verstand.

Kurz darauf sprach Varro wieder auf Karolanisch: »Es werden gleich einige meiner Gefährten hier eintreffen. Sie werden sich um alle kümmern, auch um diesen Mann, der sich Femris nennt.«

»Wer bist du?«, wollte der Elatorus wissen. »Denn offensichtlich bist du nicht Varro!«

In diesem Moment waberten weiße Lichtschimmer über den Körper von Varro, und eine vollkommen andere Gestalt kam zu Vorschein.

»Darf ich mich vorstellen«, sagte das fremde Wesen, dessen Stimme nun auch gänzlich anders klang: »Mein Name ist Romana Hel'gara.«

In diesem Moment erfüllte ein helles Leuchten den Raum.

Kurz darauf kamen nicht nur Mithra und Taro zu sich.

Bei ihnen war auch Asuro.

Femris wusste, dass er verloren hatte. Er schloss die Augen, und eine wohlige Bewusstlosigkeit hüllte ihn ein.

*

Dana Frost konnte nichts dagegen tun. Den ganzen Tag schon raste ihr Herz.

Nun würde es so weit sein. Sie würde das letzte Akoluthorum erhalten.

Sie mochte sich nicht ausmalen, was dann geschehen würde. Und genau diese Unsicherheit ließ sie den Moment weiter und weiter hinauszögern.

Als der Türsummer ihres Bereitschaftsraums ertönte, zuckte sie zusammen.

Dana schüttelte über sich selbst den Kopf. Sie musste sich zusammenreißen. Es war absurd, dass sie nun derart schreckhaft wurde.

»Herein«, sagte sie.

Es war Taro, und in seiner Begleitung befand sich der Mann, der sich Asuro nannte und den Taro zusammen mit einer Kriegerin namens Mithra aus etwas befreit hatte, das sich Nullum nannte.

»Wir hatten noch keine Gelegenheit, uns länger zu unterhalten«, begann Dana, während sie sich erhob und Asuro ihre Hand hinhielt. »Taro hat Ihnen vielleicht schon erzählt, dass der Brauch des Händeschüttelns bei uns Menschen üblich ist.«

»Das hat er nicht«, erwiderte Asuro amüsiert. Der Mann hatte ein fröhliches Funkeln in seinen Augen. Für jemanden, der angeblich Jahre in einer Art fremden Dimension verbracht hatte, die von den Weisen des Zirkels sogar als Hölle bezeichnet wurde, ging es ihm erstaunlich gut. »Aber wir werden sicher noch viel Zeit haben, einander unterschiedliche Gebräuche beizubringen.«

»Ach ja?«, fragte Dana überrascht.

»Mit Ihrer Erlaubnis würde ich gerne hier auf diesem Schiff bleiben«, sagte Asuro.

Für Dana kam diese Bitte sehr überraschend, doch sie sagte sofort: »Aber natürlich. Taro wird sicher froh darüber sein.«

»Taro wird mit Mithra nach Karol zurückkehren«, erklärte Asuro.

Dana glaubte für einen Moment, sich verhört zu haben. »Wie bitte?«

»Es war schon immer *mein* Akoluthorum. Er hat es für mich verwahrt, doch es ist meine Aufgabe, es ans endgültige Ziel zu bringen.«

»Wissen Sie, was geschieht, wenn wir das letzte Akoluthorum haben?«

»Leider nein«, erwiderte Asuro freundlich. »Doch ich bin sicher, dass

die Legenden wahr sind.«

»Die Legenden vom Gleichgewicht der Kräfte«, sagte Dana.

»So ist es!«

Dana wusste, dass diese Diskussion zu nichts Konkreterem führen würde, also sagte sie: »Taro, wollen Sie uns wirklich verlassen?«

Taro nickte.

»Aber Ihr Akoluthorum«, wandte Dana ein. »Können Sie es einfach so abgeben?«

»Der Verstand gewöhnt sich an das Akoluthorum wie an eine Droge«, erklärte Asuro. »Man kann den Verstand aber auch wieder entwöhnen.«

»Gut zu wissen«, erklärte Dana und widerstand dem Drang, ihr Akoluthorum mit der Hand zu umklammern. »Vielleicht können Sie mit Doktor Tregarde ihr Wissen teilen und wir finden gemeinsam eine Möglichkeit, um unsere mentale Abhängigkeit von dem Akoluthorum zu begrenzen.«

»Ich werde Doktor Tregarde helfen, wo immer ich kann«, sagte Asuro, »auch wenn ich glaube, dass wir sehr unterschiedliche medizinische Ansatzpunkte und Sichtweisen haben.«

Daran zweifelte Dana keine Sekunde. »Wann wollen Sie uns verlassen, Taro?«, wollte Dana wissen.

»Mithra ist ungeduldig«, sagte Taro. »Sie will so schnell es geht Cana kennenlernen. Ich will gleich mit ihrem Heros-Eponen aufbrechen. Ehrlich gesagt, auch ich sehne mich nach ihnen und möchte sehen, wie es ihnen geht.«

»Dann heißt das jetzt wohl, dass wir einander Lebwohl sagen«, stellte Dana fest.

»Ich werde nie vergessen, die Botin des Erloschenen Reiches gekannt zu haben«, sagte Taro und ergriff ihre Hand.

»Und ich werde nie vergessen, dich gekannt zu haben, Taro«, sagte Dana. »Einen jungen Krieger, der auf einem Drachen durchs All ritt.«

Der Gedanke an Cyx schien Taro nicht mehr so viel Schmerz zu bereiten. Er nickte, und er lächelte, eine Geste, die er von den Menschen übernommen hatte.

»Ich werde Taro zu Mithra begleiten, Commodore Frost«, sagte Asuro. »Danach stehe ich ganz zu Ihrer Verfügung. Ich werde Ihnen genauso folgen wie Taro.«

»Das freut mich zu hören«, erwiderte Dana.

*

»Du hättest mich ruhig etwas mehr einweihen können«, sagte Taro zu Mithra.

»Das wäre wohl keine gute Idee gewesen«, sagte Mithra. »Du mit deinen unkontrollierten Ausbrüchen von Äußerungen per Geistsprache hättest uns sicher verraten.«

»Ich verstehe es noch immer nicht so ganz, wie du es getan hast«, sagte Taro.

»Es ist auch schwer zu verstehen«, gab Asuro zu.

»Ich hatte auch in erster Linie Glück«, sagte Mithra. »Ich war noch sehr jung, als all das geschah. Als es hieß, dass Rano angeblich Manak getötet habe, und als Asuro verschwunden war, war ich noch nicht alt genug, um alles zu verstehen. Später habe ich jedoch geforscht und gefragt. Und dann habe ich es zu meiner Aufgabe gemacht, Asuro aus dem Nullum zu befreien. Ich habe mit befreundeten Ankrilen trainiert, aber ich wusste, dass ich es nur in einer Zeremonie des Nullendako finden würde. Und als dann Taro angeklagt war, wusste ich, dass meine Chance gekommen war. Es war eine spontane Entscheidung.«

»Und du hast von Anfang an geplant, mit ihm ins Nullum einzudringen?«, wollte Asuro wissen.

»Nicht von Anfang an«, sagte Mithra. »Erst hatte ich gehofft, von ihm Antworten zu erfahren. Doch als ich erkannte, dass Taro sich immer weiter verstrickte und dass sein Schicksal besiegelt war, habe ich per Geistsprache all meine Freunde verständigt, sich bereitzuhalten. Ich habe Taro benutzt, um ins Nullum zu kommen.«

»Skrupel hattest du wohl nicht?«, sagte Taro.

»Nicht, nachdem du dich immer wieder wie ein Idiot verhalten hast«, erwiderte Mithra streng, aber mit einem humorvollen Funkeln in den Augen. »Wirklich wütend wurde ich aber, als ich erfuhr, dass du tatsächlich Ranos Sohn warst. Ich fühlte mich schuldig, und ich dachte, Femris habe gewonnen, und ich hätte ihm dabei auch noch geholfen, den letzten, der ihm gefährlich werden konnte, zu beseitigen.«

»Und viel hätte ja auch nicht gefehlt«, sagte Asuro.

»Femris war bereit, Taro und mir den Todesstoß zu versetzen. Wenn ihn nicht dieser Wechselbalg aufgehalten hätte.«

»Du meinst Romana Hel'gara«, erklärte Taro. »Sie ist eine Gestaltwandlerin. Eine Wanagi.«

Mithra nickte.

»Wie geht es Femris?«, wollte Taro wissen.

»Er und der Elatorus müssen sich vor dem Zirkel verantworten. Sie haben große Schuld auf sich geladen.«

»Das soll und darf uns nicht weiter kümmern«, sagte Mithra. »Hast du Dana Frost erklärt, weshalb wir so früh aufbrechen müssen?«

»Nein«, sagte Asuro. »Sie würde es ohnehin nicht verstehen. Es würde sie nur verunsichern.«

»Steht es denn fest, dass alle Eponen verschwinden werden, sobald das Dodekum entsteht?«

»Wenn das Gleichgewicht der Kräfte wieder hergestellt ist, wird es keinen Zugriff mehr auf die Prana-Energie geben. Und das ist auch gut so. Diese Energie ist zu gefährlich. Zu mächtig.«

»Dann werden wir uns nicht mehr wiedersehen«, sagte Taro und blickte Asuro in die Augen. »Ohne Eponen gibt es kaum Möglichkeiten, zu mir zu gelangen.«

»Es gibt immer Möglichkeiten«, sagte Asuro. »Das hat Mithra bewiesen. Und nicht nur sie. Auch die Botin des Erloschenen Reiches zeigte, dass vieles möglich ist.«

*

Das Wesen war eine eindrucksvolle Gestalt, wie Dana feststellen musste. Befremdlich war nur, dass es keine Nase hatte, nur zwei kleine Öffnungen, von denen Dana nicht wusste, ob sich dahinter tatsächlich ein Geruchssinn verbarg oder ob sie gar nichts mit dem zu tun hatten, was die Menschen unter einer Nasenöffnung verstanden.

Der Frachtraum war so voll wie selten. Jeder, der die Möglichkeit hatte, seinen zugewiesenen Platz zu verlassen, oder der keinen Dienst schieben musste, versuchte, sich diesen Moment nicht entgehen zu lassen.

Dana würde das letzte Akoluthorum in Empfang nehmen.

»Der Flug mit dem Shuttle war eine imposante Erfahrung«, sagte der Fremde. »Mein Name ist Arrok«, fügte er schließlich hinzu. »Es ist mir eine große Ehre, die Botin des erloschenen Reiches zu treffen. Für mich und den Zirkel ist es sogar weit mehr. Es ist eine Rückbesinnung auf die ursprüngliche Bestimmung. Wir wollen das Gleichgewicht der Kräfte wiederherstellen.«

»Auch wenn Sie dafür viele Errungenschaften aufgeben müssen?«, fragte Dana, die inzwischen von Asuro über die Konsequenzen aufgeklärt worden war. »Wenn Sie dafür alle Eponen verlieren?«

»Eines Tages werden wir lernen, Techniken wie Sie zu verwenden«, sagte er. »Wir werden in solchen Schiffen durch das All reisen.«

Dana nickte.

Schließlich hob Arrok ein Kästchen, das verschlossen war, feierlich in die Höhe.

Erneut spürte Dana, wie ihr Herz raste.

Alle Träger von Akoluthoren waren anwesend. Sie selbst, Asuro, Joelle Sobritzky, Robert Mutawesi, Bruder William, Jake Austen, Missie, Shesha'a und Max Brooks.

Zwei ihrer Akoluthoren hatten keinen Träger, genauso wenig wie das letzte, das Arrok hielt. Dana wusste nicht, ob dies ein Problem war. Doch das war ihr im Moment nicht wichtig. Sie wollte sehen, was geschah, wenn alle Akoluthoren vereint waren.

»Da drin?«, fragte Dana und deutete auf das Kästchen.

Der Fremde nickte. »Dieser Schatz befindet sich seit Jahrtausenden im Besitz des Zirkels, doch nun endlich soll er seiner Bestimmung zugeführt werden. Dana Frost, Botin des Erloschenen Reiches, es ist mir eine Ehre, Ihnen die zwei Akoluthoren des Zirkels zu überreichen.«

Dana glaubte zunächst, sich verhört zu haben. Hatte der Fremde *zwei* gesagt?

Verwirrt warf Dana einen Blick auf Asuro. Hatte der Fremde Asuros

Akoluthorum hinzugezählt?
Doch Asuro trug Taros Akoluthorum.
Der Fremde öffnete das Kästchen, und darin lagen tatsächlich zwei perlmuttfarbene, ovale Steine.
»Spricht die Legende nicht von zwölf Akoluthoren?«, fragte Dana verwirrt nach.
»Das ist richtig«, sagte der Fremde. »Und wie ich von Taro weiß, sind nun alle Akoluthoren versammelt.«
Dana musste schlucken. »Sie verstehen nicht ganz«, sagte sie. Sie hörte, wie der Translator ihre Sätze ins Karolanische übersetzte, während sie nach Worten suchte. »Wir haben bereits elf Akoluthoren.«
Dana konnte spüren, wie ihre Hände eiskalt wurden.
Bruder William eilte zu ihr und sagte: »Dana, was ist los?«
Unter den Anwesenden breitete sich allmählich Unruhe aus.
Dana war nicht in der Lage, zu antworten. Sie deutete nur auf das Kästchen.
Sie sah, wie Bruder William ungläubig hineinblickte.
»Ist etwas nicht in Ordnung?«, fragte Arrok.
»Wir waren solche Narren«, sagte Dana und lachte verbittert auf. »Sagen Sie mir Arrok, haben Sie vielleicht eine Ahnung, wo es weitere Akoluthoren geben soll? Kennen Sie irgendwelche Gerüchte?«
Arrok bejahte. »Ich dachte, nun wären alle Akoluthoren gefunden. Es soll jedoch drei Sonnensysteme weiter Richtung Zentrum der Galaxie einen Ankrilenorden geben, der …«
»Schon gut«, ließ Dana ihn nicht ausreden.
Sie schüttelte den Kopf. »Und wir hatten uns Sorgen gemacht, ob wir alle Akoluthoren finden«, sagte sie zu Bruder William.
»Dana, ich verstehe noch immer nicht«, erwiderte der Christophorer-Mönch verwirrt. Doch Dana konnte seinem Gesicht ansehen, dass er sehr wohl verstand. Er wollte es nur noch nicht wahrhaben.
»Dreizehn Akoluthoren«, sagte Dana. »Wahrscheinlich gibt es in der ganzen Galaxie noch tausend weitere. Tausende von Heiligen Gralen, die wir suchen können, die aber nichts als Schwindel sind. So wie die ganze angebliche Legende.«
»Dana …«, begann William.
Doch Dana ließ ihn nicht ausreden. Sie deutete auf die Akoluthoren und sagte: »Dreizehn Stück. Und nichts passiert! Kein Kosmisches Panthesaurum, kein Geistwesen namens GRAFSCHAFT … Nichts.«
»Aber wir haben die Macht der Akoluthoren erfahren«, flüsterte Bruder William.
Nun konnte sie in seiner leisen Stimme ebenfalls die Panik hören, die mit der schrecklichen Erkenntnis einherging, dass alles nur ein alberner Schwindel war.
»Mächtig mögen die Akoluthoren sein«, sagte Dana. »Aber ganz sicher sind sie nicht mehr als das.«
Sie hatte genug. Sie hatten verzweifelt nach etwas gesucht, das sich

als Unsinn herausgestellt hatte.

Dana wandte sich einfach ab. Sie verabschiedete sich noch nicht einmal von Arrok.

»Sie haben das Kommando, Commodore Taglieri«, sagte sie nur und verließ den Frachtraum.

ENDE



Ohne Hoffnung

von Thomas Höhl

So hat sich Dana Frost ihre Suche nach den Akoluthoren nun wirklich nicht vorgestellt. Die Frage, die allen an Bord der STERNENFAUST durch den Kopf geht, ist daher: Was jetzt? Bislang hatten sie ein klares Ziel verfolgt, auch wenn es noch so seltsam anmutete. Doch nun?

* siehe Sternenfaust 186: »Veränderungen«